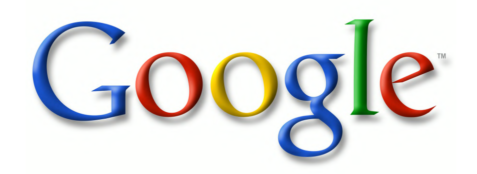
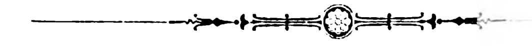




Realprogymnasium zu Pillau.

Jahresbericht

über das Schuljahr 1896/97.



Königsberg i. Pr.
Hartungsche Buchdruckerei.
1897.

1897. Progr. Nr. 21.

Die innere Einheit in Li Coronemenz Looïs.

Von

Oberlehrer Hugo Saltzmann.

Einleitung.

In seiner Programmarbeit von 1890 hat der Verfasser zu zeigen versucht, dass in der Geschichte eines Volkes die Ereignisse nur die Thätigkeitserscheinungen von Ideen sind, welche die Volksseele erregen und bewegen, und dass diese Ideen in der Volkssage zu handelnden Personen werden, deren Zusammenwirken oder Streit bis zur Lösung der Gegensätze das Ziel der Darstellung wird. Nach dem Ergebnis jener Arbeit gehen eine Reihe von Epen des Sagenkreises von Guillaume d'Orange[1]) von demselben Gegensatz aus, verschieden aber ist die Lösung, die durch den Vernichtungskampf, durch den Verkehr, durch die Liebe oder durch die Bekehrung herbeigeführt werden kann. Der Verfasser will nun an einem bestimmten Beispiel seine damals festgelegten Grundsätze prüfen; das Couronnement aber wurde gewählt, weil bei der Beurteilung desselben der Gegensatz zu der bisherigen Richtung der Kritik am schärfsten hervortritt.

Die historische Schule, so kann man wohl diese Richtung nennen, geht von dem einzelnen Ereignis aus und lässt die daran anknüpfende Sage sich im Laufe der Jahrhunderte fortschreitend entwickeln, so dass sie jeden homogenen Stoff und jede homogene Person in ihren Kreis zieht und aufsaugt.[2]) Zu dem Bilde des Helden der Sage haben im Laufe der Jahrhunderte eine Reihe von gleichnamigen oder auch andersnamigen Helden gesessen, und die Sage hat der Mannigfaltigkeit der Ereignisse und Personen oft nur äusserlich durch Aneinanderreihung und Übertragung auf eine einzelne Person eine gewisse Einheit gegeben. Demgemäss hat man die Blätter der Geschichte nach Ereignissen durchforscht, welche irgend eine Ähnlichkeit oder Verwandtschaft mit den in den Chansons erzählten Vorgängen zu haben scheinen, und es als höchst wahrscheinlich hingestellt, dass diese gewaltsam herangezogenen Ereignisse die historische Quelle waren, aus denen die Dichter schöpften. Auf räumlichen und zeitlichen Abstand wird kaum Rücksicht genommen, selbst die Verschiedenheit der Namen ist von geringer Bedeutung, und die Chanson zerfällt so in eine Reihe von einzelnen Liedern, welche der Niederschlag bestimmter historischer Ereignisse sind und erst durch den Sammler geschickt aneinandergereiht wurden. Von einer inneren Einheit könne also gar nicht die Rede sein, noch weniger von wirklich dichterischer Thätigkeit.

1) H. Saltzmann: Der historisch-mythologische Hintergrund und das System der Sage im Cyklus des Guillaume d'Orange und in den mit ihm verwandten Sagenkreisen. Königsberg. Hartung. 1890.

2) Léon Gautier nimmt nur scheinbar einen freiern Standpunkt ein, wenn er erklärt, dass nicht das einzelne Ereignis, sondern die Vielheit derselben die Umrisse der Chansons gegeben haben, nicht etwa eine einzelne Schlacht, sondern eine Reihe von Schlachten u. s. w. „Aber man darf", fährt er sogleich fort, „neben dem Einfluss der ständigen Ereignisse nicht die Wirkung der einzelnen Ereignisse verkennen!" Und dann zählt er die Ereignisse auf, welche eine Spur in den 80 Epen des Cyklus zurückgelassen haben sollen. Les Épopées Françaises. 1882. B. IV. p. 89.

Langlois[1]) in seiner Ausgabe des Couronnement fasst in betreff dieser Chanson das Ergebnis der bisherigen Forschung zusammen und giebt auch eine recht vollständige Übersicht über die einschlägige Litteratur, so dass ich füglich darauf verweisen darf. Das Couronnement zerfällt nach der bisherigen Ansicht in fünf Einzellieder, die nur lose aneinandergereiht sind, und das letzte soll sogar ein stark verkürzter Auszug aus einem verloren gegangenen Epos sein. Diese fünf Lieder sind:

I. Ludwigs des Frommen Krönung im Palaste zu Aachen.

II. Wilhelms Fahrt nach Italien und seine Kämpfe gegen die Sarazenen.

III. Wilhelms Kämpfe gegen die Vasallen.

IV. Zweiter Zug Wilhelms nach Italien, wo er den Papst gegen die Deutschen unterstützt.

V. Dieser Teil entspricht dem dritten.

Weiter unten erklärt aber Langlois, L. p. LXXV, dass die Chanson eine Zusammenfassung vieler ursprünglicher Gedichte ist und löst III in folgende Einzellieder auf:

a) Wilhelms Kampf gegen den normännischen Thronerben;
b) Der Krieg in Poitou;
c) Unterwerfung des Dagobert;
d) Unterwerfung des Julien;
e) Verrat Richards des Roten.

Ebenso nimmt er, an eine Stelle des Charrois anknüpfend, in IV. zwei Fahrten nach Italien an:

a) Wilhelms Kampf gegen Gui;
b) Wilhelms Kampf gegen Othon.

Seinem Beispiele folgend könnte man nun mit gleichem Rechte die andern Lieder in Einzellieder zerlegen. Z. B. in I:

a) Die Krönung;
b) Der Verrat;
c) Die Einsetzung der Stellvertretung.

Denn nach den angeführten historischen Quellen unterscheidet Langlois selber den Verrat von der Krönung als zwei der Zeit nach ganz verschiedene Ereignisse. Die Einsetzung der Stellvertretung, die nach der Chanson erst 5 Jahre nach der Krönung stattfand, ist von der Kritik bisher gar nicht beachtet worden, obwohl sie für das Verständnis von grosser Bedeutung ist.

In II könnte man auch unterscheiden:

a) Wilhelms Kampf mit Corsolt;
b) Bekehrung des Galafre;
c) Werbung um Gaifiers Tochter.

Die Zahl dieser eingefügten Einzellieder lässt sich also nach Belieben vermehren, indem man jeden einzelnen Vorgang herausschält und ihm ursprüngliche Selbständigkeit verleiht. Das Ganze löst sich in seine Teile auf, welche nur der Zufall und vielleicht die Laune der Dichter zu einem Ganzen zusammenfassten. Alles, was dem Kritiker nicht gefällt, oder ihm nicht verständlich ist, wird ein entstellender überflüssiger Zusatz der mündlichen Überlieferung. Dadurch hat man aber das Verständnis der Epen nicht nur nicht gefördert, sondern vielmehr gehemmt, denn man hat Sage und Geschichte in ein ganz schiefes Verhältnis zu einander gebracht. Die Geschichte verzeichnet einzelne Ereignisse und die Thaten der Individuen, nicht die Sage. Die letztere geht von der Geschichte des ganzen Volkes aus und macht die Ideen zu handelnden Personen. Bei dieser Annahme ver-

1) E. Langlois. Le Couronnement de Louis. Paris. 1888. Société des Anciens Textes Français. Jonckbloet. Guillaume d'Orange. La Haye. 1854. Tome I. II.



schwinden, wie ich in meiner oben erwähnten Arbeit l. c. p. 2. zu zeigen versucht habe, alle Widersprüche in betreff des Alters der Helden, und die Mannigfaltigkeit der Ereignisse erhält innere Einheit; denn die Epen sind nun nicht mehr Darstellungen von zusammenhangslosen Ereignissen, sondern sie bilden als Entwickelungsstufen der Ideen mit einander ein zusammenhängendes Ganzes, und jedes einzelne steht andrerseits für sich geschlossen da als Spiegelbild einer bestimmten, abgeschlossenen Kulturepoche. Die ganze Reihe dieser Bilder aber schildert uns die Entwickelung der Idee, die, von äusseren Gegensätzen ausgehend, sich fortschreitend verinnerlicht. Da aber auf einer so frühen Stufe die Seele des Volkes von nur wenigen treibenden Ideen erregt wird, so geben die Epen gleichzeitig die Geschichte des ganzen Volkes, welches eigentlich nur das Medium ist, durch welches die Ideen wirken und in die Erscheinung treten.

Die Geschichte kann nur geringen Einfluss auf die Bildung der Sage gehabt haben, denn mit ihrem Auftreten hört die Sagenbildung ganz auf; sie hat die letztere nicht gefördert, sondern ihr den Lebensnerv durchschnitten. Die schriftliche Fixierung der Sagen war auch ihr Begräbnis, denn damals waren sie eben nicht mehr Gemeingut des ganzen Volkes, sondern das Eigentum einzelner, welche sie vor dem gänzlichen Untergange retten wollten.

Indem man die Theorie der historischen Einzelbilder aufstellte und festhielt, verlor man den Blick für die allgemeine Geschichte des Volkes; die Folge war eine übermässige Betonung der Geschichte und eine verächtliche Geringschätzung der Arbeit des Dichters. Der Wert der Epen für Geschichte und Altertumskunde, für Wissenschaft und Studium der Sitten wird wohl anerkannt, sehr bestritten aber wird ihr poetischer Wert.[1]) Ihnen auch den letzteren zu erstreiten, ist ein weiteres Ziel der vorliegenden Arbeit. — Ich behalte zunächst die oben angeführte Einteilung in 5 Lieder bei, zwar nicht als Einzellieder, wohl aber als Hauptteile eines einzigen wohldurchdachten und nach strenger Disposition entworfenen Liedes. Die von Langlois beigegebenen Überschriften entsprechen aber nicht immer dem thatsächlichen Inhalt, und der Verfasser behält sich vor, Abänderungen vorzuschlagen.

---

1. Die Krönung Ludwigs.

A. Die Krönung.

Die bisherige Kritik nimmt an, dass die Anfangsscene unserer Chanson einen bestimmten historischen Hintergrund hat, und Léon Gautier[2]) behauptet sogar, dass sie nichts weiter als ein Abklatsch der Erzählung ist, welche die lateinischen Chronisten von der Krönung Ludwigs des Frommen durch seinen Vater Karl den Grossen geben. Jonckbloet[3]) nennt sie den letzten Widerhall einer von Ermoldus Nigellus in lateinischer Sprache verfassten Hymne. Langlois[4]) geht nicht so weit, denn er ist der Meinung, dass neben der geschichtlichen Überlieferung sich die Volkssage entwickelte und dass die letztere die Quelle der Chanson wurde; auch er hält aber daran fest, dass jenes Ereignis den historischen Hintergrund der Eingangsscene bildet. Er vermisst allerdings, indem er Geschichte und Sage vergleicht, in dem Charakter Ludwigs die historische Treue, und er meint, der Dichter habe Ludwig herabsetzen müssen, um die Rolle des Arneïs (Hernaut) und des Guillaume verständlicher zu machen; vielleicht sei diese Herabsetzung auch eine Folge der späteren Frömmelei und Untüchtigkeit des geschichtlichen Ludwig. Auffallend sei auch die Verschiedenheit der Ermahnungen, denn, während sich dieselben bei Thegan vornehmlich auf das Wohl der Kirche und der Priester

1 P. Paris. Histoire Littéraire. XXII p. 272.
2) Les Epopées franç. B. 4. p. 90, u. p. 337.
3) Guillaume d'Orange II, p, 80.
4) l. c. p. V—XXXII.



beziehen, sind sie in der Chanson menschlicher und allgemeiner, die Sorge für das Wohl des ganzen Volkes umfassend. Einen eingehenden Vergleich hält er aber für überflüssig, weil sonst die Übereinstimmung klar hervortrete.

Von der Krönung unterscheidet Langlois die Verschwörung, die er auf ein der Zeit nach späteres geschichtliches Ereignis zurückführt. Weshalb er, seiner Theorie entsprechend, nicht zwei ursprünglich verschiedene Lieder unterscheidet, ist nicht ersichtlich. Er nimmt für die Verschwörung mit Jonckbloet und Gautier als historischen Hintergrund Ereignisse an, die sich unmittelbar nach der Thronbesteigung Ludwigs zugetragen haben sollen. Die Chronik des Astronome Limousin[1]) erwähnt nämlich, der junge König habe damals die Umtriebe des Wala gefürchtet, und letzterer sei später in Ungnade gefallen und verbannt worden. Danach nimmt man an, dass dieser Wala der Führer einer Verschwörung gewesen sei, und die Erinnerung daran habe sich in der Chanson erhalten. Alle andern Chroniken melden nämlich, Ludwig habe mit allgemeiner Zustimmung der Franken den Thron bestiegen. Mit ungemeiner Spitzfindigkeit wird nun von der Kritik künstlich ein historischer Hintergruud konstruiert. An Stelle des Wala, der der Liebling des Volkes war, tritt als Verräter ein Graf Matfred von Orléans, und die Quellen reichen nicht aus, um zu beweisen, weshalb in der Chanson Arneïs (Hernaut) für Matfred eingetreten ist. Der Gegner jenes Matfred und eifriger Verteidiger der Rechte Ludwigs, war Graf Bernard de Barcelone, ein Sohn Wilhelms des Frommen, und es ist nicht wunderbar, dass in der Sage der Vater an die Stelle des Sohnes trat. Alle andern Abweichungen sind eine Folge der mündlichen Überlieferung oder der Laune der Dichter.

Was nicht historisch ist, muss trotzdem auf einen historischen Hintergrund zurückgeführt werden, und wenn das nicht gelingt, so liegt die Schuld wahrlich nicht an dem Kritiker, sondern an dem Dichter oder an den fehlenden Quellen. Die Chanson fesselt das Interesse nur durch ihre Beziehung zur Geschichte; ein liebevolleres Eingehen auf den Inhalt, auf das, was der Dichter will, ist nicht vorhanden. Die Inhaltsangaben, welche Langlois von den einzelnen Liedern giebt, sind sehr ungenau und in betreff des vierten Liedes sogar ganz unrichtig. So übergeht er in der Eingangsscene z. B. auch ganz die Einsetzung der Stellvertretung, die erst fünf Jahre nach der Krönung stattfindet. Es scheint deshalb notwendig, den Inhalt der einzelnen Lieder klar festzustellen. —

Inhaltsangabe: Kaiser Karl beruft einen Gerichtstag nach Achen und beschliesst, seinen Sohn Ludwig zu krönen. Auf dem Altare der Kirche steht die Kaiserkrone, vor derselben ein ehrwürdiger Greis neben einem blassen, schwächlichen Knaben, und ringsherum stehen der Papst, die Geistlichen, die Fürsten und eine unzählbare Volksmenge. Lauter Jubel ertönt, als ein Priester dem Volke verkündet, Karl wolle seinem Sohne die Krone geben. Da tritt lautlose Stille ein, der Vater spricht zu seinem Sohne und schildert ihm die Pflichten und die schwere Aufgabe des königlichen Berufs. Der König muss körperlich und geistig ein edler und würdiger Mann sein und es gelernt haben, seine Leidenschaften zu zügeln; Luxus und Wohlleben muss er meiden. Streng gegen sich selber, mässig im Genuss, unbestechlich bei der Verwaltung seines richterlichen Amtes und treu gegen jedermann, soll er stets ein Feind der Sünde sein, denn schwer und ernst sind die Pflichten, die er zu erfüllen hat. Gott selber setzte die Könige als Richter auf Erden ein, nicht um ihretwillen, sondern um durch sie die Völker zu erhöhen. In seinem Namen sollen sie Recht sprechen, jeder, auch der ärmste, soll bei ihnen Gerechtigkeit finden; den Ungerechten aber sollen sie zerschmettern und vernichten. Er hat dafür zu sorgen, dass Münzen, Mass und Gewicht nicht entwertet oder verkürzt werden, denn er ist der berufene Beschützer der Armen, der Witwen und Waisen. Durch gerechte Gesetze hat er für das Allgemeinwohl zu sorgen. Als Führer steht er an der Spitze des Heeres, dem das Reich Ruhe im Innern und Schutz gegen äussere Feinde verdankt. Deshalb soll er die ihm getreuen Vasallen lieb und wert halten, gegen die Ungetreuen sich aber erheben

1) Vita Ludovici. Pii K. XX—XXII, Pertz II, p. 617, sq.

wie der hungrige Löwe, um sie erbarmungslos zu zermalmen. Die äusseren Feinde aber sind die Heiden. Als Stellvertreter Gottes hat er die Pflicht, die Kirche zu beschützen und das Reich Gottes hier auf Erden zu erweitern, indem er das Heidentum ausrottet und ihre Länder erobert. Mit dem Augenblick, wo er sich die Krone aufs Haupt setzt, ist er Kaiser von Rom und als solcher Erbe aller von den Heiden zu erobernden Länder. Die Krone ist persönliches Eigentum des Königs, über welches er nach freiem Willen verfügen kann. Erfüllt er seine Pflichten, so blüht das Land empor, und dem Kaiser Karl verdankt das Frankenreich seinen Ruhm vor allen andern Reichen. Die schlechten Könige aber wird Gott strafen, denn er wird sie in die Hölle werfen, aus der es keine Rettung mehr giebt. — Diese hohen Anforderungen erschrecken das Kind, ängstlich weicht es zurück und wagt es nicht, die Hand nach der Krone auszustrecken. Der Vater sieht in dieser Furcht eine unwürdige Schwäche, die ihn unfähig macht, sein Nachfolger zu werden. Er hält den unwürdigen Erben für ein Bastardkind, in seiner Wut will er ihn verstossen und ins Kloster stecken. Da giebt Arneïs (Hernaut) den Rat, man solle noch einige Jahre warten und sehen, ob Ludwig sich bessere; während der Wartezeit könne der Vater ihm, dem Grafen Arneïs, die Stellvertretung als König übertragen; zeige es sich, dass der Knabe sich bessere, dann werde er ihm die Krone zurückgeben. Der Vater, dem die Sorge für das Wohl seines Volkes wohl am meisten am Herzen liegt, stimmt diesem Vorschlage bei, und schon ist man bereit, den Grafen zu krönen, da erscheint plötzlich Wilhelm und züchtigt den Zweifel an der Würdigkeit des Thronerben als treulosen Verrat, indem er durch einen Faustschlag den übermütigen Vasallen vor dem Altare niederstreckt. Dann ergreift er die Krone und setzt sie mit fester Hand auf das Haupt des Kindes. In dem Herzen des Vaters aber siegt die Liebe zum Kinde über alle Bedenken, die er noch soeben in betreff des Volkswohles hatte, und er dankt dem Grafen Wilhelm für den wichtigen Dienst, den letzterer seiner Familie geleistet hat. — Der Hof wird entlassen, und jeder kehrt in seine Heimat zurück.

Fünf Jahre vergehen, aber Ludwigs Zustand hat sich nicht verändert, er ist, obwohl er zwanzig Jahre alt ist, dasselbe unfähige Kind geblieben, das er war. Karl sieht ein, dass nur eine starke Hand die Zügel der Regierung halten kann. Noch einmal zieht er die Summe der Pflichten, aber den Hauptnachdruck legt er jetzt auf die erbarmungslose Ausübung der exekutiven Gewalt; da er nun in der langen Pause gesehen hat, dass das Kind sie nicht ausüben kann, giebt er ihm den Rat, **diese Pflichten einem Stellvertreter zu übertragen,** den Grafen Wilhelm als Stellvertreter einzusetzen, bis er seine volle Männlichkeit erlangt hat. Der junge Königssohn fällt vor dem Vasallen auf die Kniee und bittet ihn um Beistand. Dieser aber ist über diese Demütigung ganz erschreckt, er bittet den Knaben aufzustehen und schwört ihm freiwillig, er werde für ihn eintreten und alle seine Pflichten übernehmen, ohne auch nur einen Heller dafür zu verlangen. Damit tritt das Königtum als handelnde Person von der Bühne ab, und Graf Wilhelm wird fortan Träger der Handlung. Das Königtum verdankt ihm sein Fortbestehen, denn der junge König hat sich nicht selber die Krone aufs Haupt gesetzt, was er nach Recht und Sitte hätte thun müssen, sondern die Krone ist ihm aufs Haupt gesetzt worden.

Die historischen Quellen: Ein Vergleich mit den historischen Quellen zeigt nun bei äusserer Ähnlichkeit doch auffallende innere Gegensätze. Die Krönung Ludwigs des Frommen durch seinen Vater vollzieht sich nach der Darstellung der Chroniken in ungemein feierlicher Weise. Der greise Karl beruft eine Reichsversammlung und fragt die Anwesenden, ob der Sohn würdig ist, sein Nachfolger zu werden. Da bricht die Freude des Volkes mächtig hervor, begeistert geben sie ihre Zustimmung. Alle Geschichtsschreiber legen nun grossen Wert darauf, dass Ludwig dieser hohen Würde durchaus würdig war. Bei Ermoldus Nigellus[1]) preist der Vater selber die Vorzüge seines Sohnes, der stets die Pflichten des königlichen Berufes erfüllt habe, der zu jeder Zeit treu, gehorsam und gottesfürchtig gewesen sei und immer

1) Ermoldi Nigelli. II. 1—84. Pertz, Monumenta Germ. II. p. 478.

für das Wohl der Kirche eingetreten sei. Ein gewisser Heinardus sagt zu dem Kaiser: „Dein holder Sohn übertrifft dich durch die Reinheit der Sitten; er kann wegen seiner Verdienste das Reich erhalten: ihn erbitten wir alle von dir, vom grössten bis zum geringsten; ihn ertleht die Kirche, selbst Christus ist ihm gewogen. Er wird, glaube es mir, nach deinem Tode die Rechte des Reichs mit Kraft und Klugheit fördern!" — Und der Kaiser sagt zu seinem Sohne: „Sohn, du bist unserm Gott, deinem Vater und deinen Unterthanen lieb und wert! Gott hat dich mir als einzigen Trost gelassen. Meine Kraft nimmt mit fortschreitendem Alter ab, und die Zeit meines Todes ist mir nahe u. s. w." — Als er dieses gesagt hatte, setzte er dem Sohne die mit Gold und Edelsteinen geschmückte Krone aufs Haupt. — Auch Thegan[1]) berichtet, dass man allgemein den Entschluss des Kaisers, seinen Sohn zu krönen, freudig begrüsste: Nachdem er mit seinem Sohn gebetet hatte, sprach er zu ihm in Gegenwart der Priester und der Fürsten, indem er ihn ermahnte, er solle Gott lieben und fürchten und in allen Dingen seine Gebote halten; er solle die Kirche Gottes regieren und gegen die Gottlosen verteidigen; seinen jüngern Brüdern und Schwestern, seinen Vettern und allen Verwandten müsse er Gnade und Erbarmen erweisen; er solle den Priester wie seinen Vater ehren und seine Unterthanen wie seine Söhne lieben; die Übermütigen und Nichtswürdigen solle er auf den Weg des Heils zurückführen; er solle den Mönchen ein Trost und den Armen ein Vater sein; die Gott liebenden und fürchtenden Diener des Herrn, welche die Sünde hassen, solle er untersützen und keinen von ihnen ohne Grund absetzen; er selbst solle sich stets untadelhaft gegen Gott und das ganze Volk verhalten! — Nachdem er diese Worte und viele andre zu seinem Sohne gesprochen hatte, fragte er ihn, ob er seinen Geboten gehorchen wolle. — Und jener antwortete: er werde gerne gehorchen und mit Gottes Beistand alles thun, was ihm der Vater aufgetragen habe. Da befahl ihm der Vater, er solle mit eigener Hand die Krone, welche auf dem Altare stand, nehmen und sich aufs Haupt setzen, indem er sich aller Ermahnungen erinnere, die er ihm gegeben habe. Und er führte den Befehl des Vaters aus.

Auch in allen andern Chroniken[2]) wird festgestellt, dass Ludwig ein durchaus würdiger Thronerbe war und dass er von dem ganzen Volke freudig begrüsst wurde.

In der Chanson freut sich auch das ganze Volk, als es erfährt, dass Gott ihm einen König aus dem angestammten Herrscherhause geben will. Dann aber folgt eine sehr überraschende Wendnng, **indem die Würdigkeit des Erben angezweifelt wird.** Und dieser Zweifel ist durchaus begründet, denn das ohnmächtige Kind ist unfähig die schweren Pflichten des Berufes zu erfüllen, und es ist nicht zu erwarten, dass es jemals die volle Männlichkeit erlangen wird. Und um den Gegensatz zu verschärfen, entwirft der Dichter ein Bild von dem Könige, wie er sein soll, nämlich der erste unter seines Gleichen, der beste unter den besten, der Stellvertreter Gottes hier auf Erden. Der Dichter verfolgt mit dieser idealen Auffassung des königlichen Berufs offenbar ein bestimmtes Ziel, es ist das germanische Königsideal, welches er uns zeichnen will. Bei den meisten germanischen Völkern, namentlich bei den Gothen und Longobarden, erhielt sich das Wahlkönigreich; aber die Nachteile dieser Einrichtung ergeben sich aus der Geschichte dieser Völker. Die unruhige Zeit verlangte eine gesicherte Thronfolge, denn sonst waren bei jedem Thronwechsel innere Streitigkeiten zu erwarten, welche die Kraft nach aussen lähmen mussten, und man kann wohl sagen, dass die geschichtliche Bedeutung der Franken auf der frühzeitigen Zentralisation der königlichen Macht beruhte; sie wurde, wie es scheint, durch eine den Franken eigentümliche Vorstellung der Erblichkeit der Laster und der Tugenden unterstützt, denn schon durch die Geburt gehört man der Familie der Helden oder der Verräter an. Das germanische Königsideal konnte sich dauernd nur in einem Wahlkönigreiche erhalten; sobald die Würde erblich wurde, entsprach

1) Theganus. Vita Ludowici imperatoris. Pertz II. 591.
2) Annales Sax.: Pertz VI. 570. Einhard: Vita Caroli Magni. Pertz II. 459. Chronicon Moissiaconse 813. Pertz II. 259. Nithardt: Historia I. 2. Pertz II. 651. L'Astronome Limousin Pertz II. 617.

das Ideal bald nicht mehr der Wirklichkeit, weil die Familienkraft erschlaffte. Einen solchen Fall zeigt uns die Chanson, denn Ludwig ist unfähig die Krone zu tragen und bleibt es auch in alle Zukunft.

Im Vergleich zu diesem Ideale mit seinen hohen Anforderungen an die persönliche Tüchtigkeit und Seelengrösse des Königs erscheint das von den Chroniken entworfene Bild recht farblos. In den Vordergrund treten die religiösen Pflichten, und zwar weniger die Pflichten gegen Gott als gegen die Diener Gottes. Im Mittelpunkt steht das kirchliche Interesse. Friede und Ruhe herrscht im ganzen Reiche! Der grosse Kampf gegen das Heidentum ist bereits ausgekämpft, Kirche und Königtum stehen in fester Position neben einander, und die Diener der Kirche strecken begierig die Hand nach weitern Ehren aus. In der Chanson macht sich dagegen **eine gewisse Gährung der Kräfte** bemerkbar; denn, obwohl das Königtum auf eine ehrwürdige Vergangenheit zurückblickt, befindet sich doch das ganze Reich in wilder Unordnung, und neue Kräfte tauchen aus der Tiefe der, ich möchte sagen, germanischen Wälder auf, um diesen Mittelpunkt festzuhalten.

Doch weshalb wirft der Dichter ein so helles Licht auf den königlichen Beruf, weshalb zeigt er uns das Ideal, umleuchtet von dem Glorienschein der göttlichen Berufung, und daneben den ohnmächtigen Thronerben? Offenbar, um uns den Schatten um so stärker empfinden zu lassen. Der eingeschüchterte und ohnmächtige Knabe wagt es nicht, die Hand nach der Krone auszustrecken. Zu der Freude des Vaters in den Chroniken steht nun hier der masslose Zorn und die tiefe, sittliche Entrüstung des eigenen Vaters in scharfem Gegensatz. Sein Stolz bäumt sich gegen die Schwäche der Natur auf, er erklärt die Furcht des Kindes für eine fremde Beimischung, ein Schurke hat mit seinem Weibe den unwürdigen Erben erzeugt. In seiner Erregung ist er, weil ihm das Wohl des Volkes am Herzen liegt, bereit, den eigenen Sohn zu enterben und ins Kloster zu schicken. Ich habe mich nun gefragt, **wo ist hier von einer Verschwörung die Rede?** Es handelt sich doch allein um die Frage, ob ein unfähiges Kind die Krone tragen darf. Der eigene Vater ist der erste, der diese Frage verneint, und ihn müsste man also für den Hauptschuldigen halten. Er will die erbliche Thronfolge umstossen und in dieser Notlage zum Wahlkönigreiche zurückkehren, denn das Wohl des Volkes fordert es. Er macht die Würde von der Würdigkeit und Fähigkeit des Trägers abhängig. Arneïs (Hernaut) soll vorläufig die Krone tragen, bis Ludwig erwachsen ist und gezeigt hat, dass er fähig ist, die schweren Pflichten des Berufes zu erfüllen; gelingt dem Kinde der Beweis nicht, dann soll Arneïs dauernd das Amt übernehmen. Arneïs aber wartet gewiss nur den Tod des Kaisers ab, um den Knaben ganz zu verdrängen. Die Ohnmacht des Thronerben, die so gar nicht dem königlichen Ideal entspricht, scheint also mit zwingender Gewalt die Rückkehr zum Wahlkönigreich zu verlangen. Welches ist die Schuld des Arneïs? Von einer Verschwörung kann wohl nicht die Rede sein, denn er stimmt nur der Ansicht des Vaters bei und bezweifelt die Fähigkeit des Thronerben. In diesem Zweifel liegt aber seine Schuld, denn durch ihn verletzt er die Treue, die er nach germanisch-fränkischer Anschauung nicht blos dem Könige, sondern auch dessen ganzer Familie schuldig ist. Denn dass er sonst ein würdiger Mann ist, dafür bürgt uns Karls Zustimmung, der gewiss nicht einem Unwürdigen die Regierung übertragen wird, nachdem er soeben die Summe der Pflichten in so ernster Weise gezogen hat. In Wirklichkeit übernimmt Wilhelm später die Stellvertretung, wie Arneïs es wollte, aber nicht als König, sondern als getreuer Diener, nachdem er das Kind gekrönt und ihm den Eid geleistet hat, er werde, ohne je Lohn zu verlangen, sein Recht gegen jedermann verteidigen. Der Zweifel des Arneïs ist ein Verbrechen gegen die Treue und berechtigt Wilhelm zu seinem Vorgehen. Auch findet der Vorschlag des Verräters nicht den Beifall des versammelten Volkes. Während bei der Mitteilung, dass Karl seinen Sohn zum Nachfolger krönen will, alle jubelnd rufen:

vs. 59. „Pere de gloire, tu seies merciez
„Qu' estranges reis n' est sur nos devalez!“[1])

1) Ich citiere nach der Ausgabe von Langlois.

stimmen nur die Verwandten der Wahl des Arneïs bei. — Und Wilhelm? In der Beleuchtung dieser Gestalt, zeigt sich die Unfruchtbarkeit der historischen Schule, welche mit Namen wie mit Würfeln spielt. Nach meiner Meinung erhebt sich in Wilhelm die tief im Herzen des Volkes wurzelnde Treue zum angestammten Königshause: er ist kein Individuum, sondern das in seiner Einheit vorgestellte Volk, soweit es durch diese Treue Einheit erhält. Nicht am Hofe blüht diese Treue, sondern in der Tiefe der germanischen Wälder, aus denen Wilhelm auftaucht, wenn dem angestammten Königshause Gefahr droht. Wie einen reudigen Hund streckt er vor dem Altare den Verräter nieder, welcher an der Fähigkeit des Thronerben zu zweifeln wagte. Kein Ort, selbst die Kirche nicht, ist so heilig, dass er einem Schurken, der seinem angestammten Fürstenhause die Treue bricht, Schutz gewähren könnte. Die tiefe sittliche Entrüstung rechtfertigt die That; sie erscheint wie der elementare Ausbruch des Volkswillens und nicht etwa bloss wie der Gefühlsausdruck des einzelnen. Mit fester Hand ergreift der zornige Vertreter der Rechte des Kindes die Krone und setzt sie auf das schwache Haupt:

vs. 145. „Tenez, bels sire, et nom del rei del ciel,
„Qui te doint force d' estre buens justiciers!“

Ich mache darauf aufmerksam, dass Wilhelm die Krönung vollzieht, nicht etwa ein Geistlicher. Der Anschauung der Chanson entsprechend, empfängt der junge König die Krone direkt aus der Hand Gottes ohne Vermittelung der Geistlichkeit. Dieses Recht übernimmt nun, da das Kind selber nicht den Mut hat, Wilhelm als Vermittler. — Und die Liebe zu dem eigenen Kinde siegt im Herzen des Vaters über die Fürsorge für das Wohl des Staates, das er vorher allein im Auge hatte:

147. Veit le li pere, de son enfant fu liez:
„Sire Guillelmes, granz merciz en aiez,
„Vostre lignages a le mien esalcié!“

Woher kommt der schnelle Wechsel der Gesinnung? Weshalb ist die tiefe sittliche Entrüstung so schnell entschwunden? Hat Ludwig sich gebessert, oder hat sich die Lage der Verhältnisse irgend wie geändert? Das persönliche Interesse siegt offenbar unter dem Drucke des Volkswillens über das allgemeine. Karl sieht, dass eine starke Kraft da sein wird, wenn er im Grabe ruht, bereit, für die Rechte seines Kindes einzutreten und seine Pflichten zu übernehmen. Zunächst steht er selber noch neben dem Throne, die Lage ist noch nicht dringend, und er legt die Zügel der Regierung in die Hände des Sohnes, um einen Versuch zu machen. Der Hof wird entlassen, und jeder kehrt in seine Heimat zurück.

B. Die Einsetzung der Stellvertretung: 163. sq.

Dieser Teil der Einleitung ist bisher von der Kritik gar nicht beachtet worden, vielleicht, weil man ihn für eine unnütze Wiederholung hielt; er ist aber das Bindeglied für die folgenden Teile der Chanson, wie er andrerseits auch das Ergebnis und die notwendige Folge der Krönung ist.

Da die Person des Königs nicht fähig war, die schweren Pflichten des Berufs zu erfüllen, so war das Wohl des Volkes ernstlich bedroht, und die erbliche Thronfolge musste sehr bald an der bis zur Erschlaffung herabsinkenden Kraft der Nachkommen scheitern, wenn sich nicht andre Kräfte verbanden, um das in allen Fugen zitternde Gebäude zu stützen und den sicheren Einsturz der Ruine in eine ferne Zukunft hinauszuschieben. Das treue Volk und die Kirche reichten dem erblichen Königtume hilfreich die Hand. Die christliche Kirche setzte an die Stelle des germanischen Königsideals das abendländische, indem sie durch die göttliche Berufung der Könige als stellvertretende Richter Gottes hier auf Erden die Person zum heiligen Symbol erhob, unabhängig von der Würdigkeit des Trägers.

Diese Lehre nahm der Germane als Bestandteil des neuen Glaubens in sich auf, und schon im Heliand sehen wir, wie man das Verhältnis zu Christus als das eines Dienstmannes zu seinem Herren auffasste: er ist keineswegs der leidende Dulder, sondern ein mächtiger Volksfürst, der mit seinen streitbaren Mannen von Burg zu Burg zieht, um Recht zu sprechen und ihnen in einer grossen Reichsversammlung seine göttlichen Lehren zu verkündigen. Diese Auffassung musste aber auf das Verhältnis des irdischen Königs zu seinen Unterthanen zurückwirken; in allen Epen ist der König und nicht etwa der Papst der Stellvertreter Gottes hier auf Erden. Das blieb nicht immer so, und in den beiden Prosabearbeitungen des Couronnement haben Königtum und Papsttum, dem geschichtlichen Verlauf entsprechend, bereits die Stellung gewechselt. In der Chanson aber hat der König noch die oberste Gewalt, bei ihm suchen Papst und Kirche demütig Schutz und Beistand. Durch jene Lehre aber leistete die Kirche dem erblichen Königtum einen sehr wichtigen Dienst, denn nun haftete die Würde an der Person, unabhängig von der Würde und Fähigkeit des Trägers. In dem Symbole verehrte das Volk die hier auf Erden sichtbare Gnade Gottes, und es ist nicht Sache des Volkes zu prüfen, ob Gott sich ein würdiges Werkzeug erwählt, er selber wird die schlechten Könige dereinst strafen:

36. Deus est prodom, qui nos governe et paist,
S'en conquerront enfer qui est punais,
Le malvais puiz, dont ne resordront mais.

Diese Lehre der Kirche fand bei den Franken eine sehr starke Basis in der Treue, welche den Unterthan nicht blos mit seinem Könige, sondern auch mit der ganzen Familie desselben verband, und die Chanson zeigt uns ihre Wirkung. Wilhelm will in der Person des Königs nur das heilige Symbol sehen und züchtigt jeden Zweifel an dem Werte desselben als treulosen, schändlichen Verrat. Mit Absicht stellt der Dichter dem Königsideal das heilige Symbol gegenüber und zeigt uns so, wie sich das erbliche Königtum aus seiner Notlage rettete. Es war aber nicht genug, das Symbol aufzustellen, es musste auch, da es selber unfähig war etwas für sich zu thun, verteidigt werden, ein andrer musste seine Pflichten übernehmen, und die Schlussscene zeigt uns, wie das geschah. — Fünf Jahre vergehen, ohne dass Ludwig sich bessert, und Karl, der ernstlich um das Wohl des Volkes besorgt ist, giebt ihm den Rat, die exekutive Gewalt in die Hand des Vasallen zu legen, bis der Knabe imstande sein wird, die schweren Pflichten des Berufs selber zu übernehmen. Dasselbe wollte auch Arneïs (Hernaut), aber er wollte während der Wartezeit die Krone tragen; Wilhelm dagegen bleibt am Fusse des Thrones der bescheidene, demütige Diener, den die Treue zu seiner Dienstleistung zwingt. Ludwig fällt vor ihm nieder und erfleht seine Hilfe: „Im Namen Gottes habe Mitleid mit mir! Mein Vater sagt, es giebt in der Welt keinen edleren Ritter als Dich! Verteidige Du meine Rechte, schütze Du mein Land, bis ich es selber kann!“ — Wilhelm empfindet tief die Erniedrigung dieses Fussfalles, denn nach seiner Meinung hat der König das Recht zu fordern und zu befehlen. Er schwur ihm deshalb bei allen Heiligen, er werde für seine Dienste auch nicht einmal einen Heller fordern, er werde auch nicht einen Fussbreit verlangen, wenn der König es ihm nicht alles gern und freiwillig gäbe. Dem Könige verblieb bei dieser Auffassung ganz die absolute Willkür, welche er verlieren musste, sobald der Vasall Lohn für seine Dienste beanspruchte. Und dass eine solche Zeit, wo das Interesse an der Treue rüttelt, kommen musste, zeigt das Charrois.[1]) Dort verteilt der König seine Lehen nach Willkür und übergeht Wilhelm. Wohl war bisher diese Verteilung der Ausfluss seiner freien Gnade; das ist aber nun nicht mehr der Fall, denn er ist beschränkt in der Ausübung seiner Gnade, er darf nicht mehr nach Willkür, er muss nach Verdienst belohnen, die Belohnung wird das Äquivalent für geleistete Dienste. Das erklärt Wilhelm ganz offen, indem er ihm der Reihe nach die Dienste aufzählt, die er der Krone geleistet hat. Und Ludwig bietet dem erzürnten Vasallen schliess-

1) cf. Jonckbloet. l. c. I. p. 73. sq.

lich das halbe Reich, um ihn zu besänftigen, aber noch einmal siegt die tief im Herzen wurzelnde Treue über das persönliche Interesse, der junge Bertrand ruft seinem Oheime warnend zu:

423. „Vo droit seignor ni devez pas haster,
„Ainz le devez servir et hennorer
„Contre toz homes garantir et tenser!"

Und Wilhelm setzt sich ein andres würdiges Ziel, den Kampf gegen die Heiden, mit deren Ländern er sich belehnen lässt. Ludwig wird seine Verpflichtung so auf sehr billige Weise los. — Ich habe das Charrois hier erwähnt, um zu zeigen, wie der Dichter die Idee sich allmählich weiter entwickeln lässt. Alle Vorwürfe, die Gautier[1]) dem stolzen Geschlechte Wilhelms macht, sind grundlos, denn der Dichter hat gewiss nicht die Absicht, das Königtum zu demütigen, sondern er will uns die stufenweise Veränderung des Verhältnisses Wilhelms zum Königtume und die Möglichkeit der Katastrophe zeigen. Wie aber auch das eigene Interesse an der Treue rüttelt. die letztere erringt in den Epen stets den Sieg. Es musste nach menschlichem Ermessen der Augenblick kommen, wo der Dienstmann, der alle Pflichten übernahm, auch die Würde an sich riss. Die Sage von Guillaume d'Orange, dieses hohe Lied der Treue, kennt diesen Treubruch nicht! —

Ergebnis: In der Chanson ist also von einer Verschwörung garnicht die Rede, es handelt sich vielmehr um das Schicksal des erblichen Königtums, das in seiner Erschlaffung nicht mehr fähig ist, die ihm von Gott auferlegten Pflichten zu erfüllen. Trotzdem erhält es sich auf dem Throne, weil der Vasall unter dem Einfluss der kirchlichen Lehre und seiner eigenen Gefühle in ihm ein geheiligtes Symbol erblickt, welches Gott selber den Menschen setzte. Da aber die Lage des Staates eine starke exekutive Gewalt durchaus verlangt, wird die Stellvertretung notwendig. Das ohnmächtige Königtum setzt deshalb zunächst zeitweise den Dienstmann als Stellvertreter ein, welcher aus Pflichtgefühl vorübergehend alle Pflichten des Königtums übernimmt, ohne dass er irgend welchen Lohn erwartet. Die Chanson gebraucht nun wiederholt zeitliche Zwischenpausen, in denen sie dem Königtume Zeit gewährt zu zeigen, ob es fähig ist, seine Pflichten zu erfüllen; aber die immer wieder hervortretende Ohnmacht erfordert immer wieder die Stellvertretung! Wie sehr sich auch Wilhelm darnach sehnt, in den Wäldern zu jagen oder auf den Seen zu fischen; sich also seinen eigenen Interessen zu widmen, das Königtum nimmt immer von neuem seine Dienste in Anspruch, so dass er nicht zur Ruhe kommt. Das Zurücktreten des Königtums von der Bühne als handelnde Person verbirgt aber für dasselbe eine grosse, zukünftige Gefahr, denn die innere Hohlheit des Symbols musste der Gewalt der Thatsachen gegenüber immer stärker hervortreten und schliesslich seinen Untergang herbeiführen.

Das Ziel des Dichters in der Eingangsscene ist also nicht etwa die Krönung, sondern die Einsetzung der Stellvertretung, durch welche die folgenden Teile ihre innere Einheit erhalten, denn es wird uns gezeigt, wie er die Pflichten des Königtums übernimmt und wie die ganze exekutive Gewalt allmählich in seine Hand gelegt wird, ohne dass das Königtum irgend eines seiner Vorrechte einbüsst:

1. Wilhelm tritt für die Kirche ein und übernimmt für seinen König den Kampf gegen das Heidentum. Er entscheidet dabei gleichzeitig den Streit um das römische Erbe und tritt aus dem engen Rahmen der Heimat hinaus auf die Weltbühne. vs. 228. sq.
2. Er stellt die Ordnung im Innern des Reiches wieder her und hebt das Ansehen der Macht des Königs. 1378. sq.
3. Er entscheidet den Rangstreit der germanischen Völker um das römische Erbe zu Gunsten der Franken, krönt Ludwig als Kaiser von Rom und stellt das Papstum wieder her. vs. 2222. sq.
4. Er übernimmt die Stellvertretung nicht vorübergehend, sondern dauernd. 2650. sq.

---

1) l. c. IV. p. 89. 350.

C. Der historische Hintergrund.

Der Vergleich mit den historischen Quellen ergab grosse innere Verschiedenheit, und es scheint ausgeschlossen, dass der Dichter irgendwie jene Quellen benutzt hat. Es scheint mir überhaupt fraglich, ob die Krönung Ludwigs des Frommen durch Karl den historischen Hintergrund bildet, wahrscheinlicher ist es, dass der Dichter die Geschichte des erblichen Königtums überhaupt hat schildern wollen. Man könnte nun vielleicht annehmen, dass in Ludwig die ganz unfähige und erschlaffte Nachkommenschaft in ihrer Gesamtheit dem mächtigsten Begründer der Dynastie gegenübergestellt werden sollte; in der Chanson erinnert aber an die Zeit Karls des Grossen nichts als die beiden Namen, die ganze Auffassung und Denkungsart, die Lage und Stellung von Königtum, Kirche und Papsttum entsprechen in keiner Weise der Zeit des grossen Kaisers, sondern weisen auf eine viel frühere Zeit hin. In der Geschichte der Vorgänger Karls, der Arnulfinger und der Pippiniden, finden wir wie in der Sage dieselbe freudige Hingabe, das opferwillige und interesselose Eintreten für das fränkische Königtum, für das römische Kaisertum und für die Kirche. Die Geschichte zeigt uns aber auch das Ergebnis dieser Beziehungen. Als Pippin den Papst anfragen liess, ob es besser sei, dass der König sei und heisse, der alle Macht und Gewalt, oder der bloss den Namen besitze, antwortete Papst Hadrian: „Es scheint mir besser und nützlicher, dass jener König sei und heisse, der alle Gewalt und Regierung hat, als welcher mit Unrecht König genannt wird!“[1]) — Infolgedessen wurde der blödsinnige Chilperich in ein Kloster gesteckt, und Pippin setzte sich selber die Krone auf. — Nach kaum 50 Jahren wiederholte sich derselbe Vorgang, aber das Objekt war nicht die fränkische Königskrone, sondern die römische Kaiserkrone. Schon auf der Synode zu Frankfurt zeigte Karl seinen Völkern, dass die Pflicht des römischen Kaisers, die Kirche und ihr Haupt zu schützen, seit langer Zeit von den Kaisern im Osten vernachlässigt worden sei, dass er, der Beherrscher des ganzen Reiches, diese Verpflichtung den Kaisern abgenommen habe; mit andern Worten: er, der König Karl, verdiene statt jener, den Namen eines Kaisers zu führen.

In einem Briefe (Aug. 793) an Karl den Grossen sagt Alkuin,[2]) es gebe drei Potenzen auf Erden: den Kaiser, den Papst und den grossen König. Den beiden ersten sei Gewalt angethan worden. Der Kaiser im neuen Rom sei abgesetzt, der Papst im alten Rom sei misshandelt worden. Aber beide ersetze der grosse König, der nicht allein besser regiere, sondern auch an persönlicher Würde erhabener sei. Und aus dem Konflikt dieser drei Mächte entsprang die Entscheidung, Karls Krönung zum römischen Kaiser. In dem Moment, wo das Kaisertum null und nichtig war, vereinigten sich Papsttum und Königtum, um ihre gegenseitige Unabhängigkeit zu erklären, denn eine einheitsvolle Gestaltung des Occidents, welche den König und den Papst in sich begriff, war nun einmal das allgemeine Bedürfnis.“ Dabei ist zu beachten, dass die Verdrängung der Merowinger sich verhältnismässig geräuschlos vollzog, dass dagegen die Besitzergreifung der Kaiserkrone, welche den Franken eine Weltstellung gab, die Gemüter der damaligen Zeit mächtig erregte und in allen Chroniken jener Zeit gewaltig nachklingt. In der Geschichte verbinden sich also in dem kurzen Zeitraume von 50 Jahren Vasall und Kirche zweimal, um zum Wohle der Allgemeinheit ein hohles Symbol zu beseitigen, das bis dahin für heilig gehalten wurde. Die Bedürfnisfrage führt in beiden Fällen zu einem unerhörten Treubruch. Wir befinden uns eben nicht am Anfang, sondern am Ende der Kulturepoche, denn der Besitz der Krone wird dem bisherigen Gebrauch entgegen von der Würdigkeit und Fähigkeit des Trägers abhängig gemacht. Dasselbe Thema wird im Couronnement behandelt, aber wir befinden uns nicht am Ende, sondern etwa in der

---

1) Ranke: Weltgeschichte. V. 2. p. 21. — Bryce: Das heilige römische Reich. Übersetzt von Winckler. Leipzig 1873. — Reichenbach: Kaiser und Papst. Lahr 1877. — M. Strauss: Beziehungen Karls des Grossen zum byzantinischen Reiche. Breslau 1877. — Venediger: Versuch einer Darlegung der Bez. zum byz. Reiche. Halle 1872. — O. Harnack: Bez. des fränk. Reiches zu dem byz. Göttingen 1880. — Richter: Annalen der deutschen Gesch. im Mittelalter.

2) Cf. Ranke. V. 2. 180.

Mitte der Kulturepoche, doch so, dass der Niedergang bereits bemerkbar wird: das erbliche Kaisertum beginnt von der Höhe, die es erreicht hat, herabzusinken. Wir sehen dieselben Potenzen, die Alkuin nennt, in Aktion treten, aber in einem ganz andern Verhältnis zu einander, denn Wilhelm und der Papst sind neben dem Kaisertum erst werdende Grössen. Während in der Chanson die Treue sich erst das heilige Symbol selber errichtet, hat sich in der Geschichte die Hohlheit des letzteren bereits so offenbart, dass es vernichtet wird. Während die Chanson schon den Zweifel an der Würdigkeit als schändlichen Treubruch bestraft, wird in der Geschichte ein nach germanisch-fränkischem Gefühl unerhörter Treubruch zweimal durch die Krone belohnt. Dieser Bruch der Treue zu dem angestammten Königshause steht in so scharfem Gegensatz zu der in der Chanson klargelegten Auffassung, dass er notwendig einer späteren Zeit angehören muss. Die Begeisterung für die Treue ist in der Chanson so jugendfrisch, und sie tritt so unvermutet hervor, dass sie unmöglich einem durch Untreue befleckten Herzen entsprungen sein kann. Wohl rüttelt im Charrois das Interesse an dieser Treue, aber sie siegt, und die Katastrophe wird in eine ferne Zukunft hinausgeschoben. Nur ein jugendfrisches, unbeflecktes Volk konnte einen Dichter gebären, der seinem Helden ein so reines und so edles Herz gab. Bis auf Pippin ist aber die Geschichte der Franken ein Zeugnis der unwandelbaren Treue des Volkes zu seinem angestammten Fürstenhause.

Die Pippiniden verdankten ferner ihre Erfolge den Diensten, die sie der römischen Kirche und den Päpsten durch die Vernichtung des Heidentums und der Ketzer leisteten. In der Chanson bestehen aber zwischen Kaiser und Papst sehr lose Beziehungen. Wohl hat das Kaisertum den Kampf gegen das Heidentum schon begonnen, aber er ist noch lange nicht beendigt, ja, er entbrennt mit solcher Heftigkeit, dass das Schicksal der ganzen Kirche auf dem Spiele steht. Wilhelm führt diesen Kampf siegreich zu Ende, denn er besiegt vor Rom den schwarzen Riesen, das vermorschte Heidentum; er rettet die Kirche und erobert das Land für seinen Kaiser, den er schliesslich nach Rom führt, um ihn dort als Kaiser zu krönen. Im Charrois lässt er sich endlich mit dem Lande der Heiden belehnen, um es für seinen Kaiser zu erstreiten und so das Reich Gottes hier auf Erden zu erweitern. Es ist das erste Mal, dass Wilhelm zu dem Papsttume in Beziehung tritt. Allerdings wird die Anwesenheit des Papstes bei der Krönung in Aachen erwähnt, aber niemand beachtet ihn; er hat keine entscheidende Stimme, er wird gar nicht einmal gefragt; er repräsentiert keine politische Macht, die man zu berücksichtigen hat, die ganze Scene spielt sich am eigenen Herde der Franken ab. Wohl macht sich der Einfluss des Christentums bemerkbar, aber ihm fehlt noch der Mittelpunkt, den erst Pippin und Karl durch Verstärkung der päpstlichen Macht der Kirche gaben. Und nun ziehe man die Notlage des Papstes in dem zweiten Liede in Erwägung. Es handelt sich da nicht um ein gewöhnliches Ereignis, sondern um Sein oder Nichtsein des Christentums überhaupt; er besitzt gar keine politische Macht, und er strebt auch gar nicht darnach; sein einziger Gedanke ist die Rettung der Kirche. Während in der Geschichte Karls des Grossen der Papst schon eine sehr bedeutende Rolle spielt, denn er entscheidet die Streitfrage über die Würdigkeit des Thronfolgers, tritt er in der Chanson ganz zurück: Wilhelm krönt seinen König sowohl in Aachen als auch in Rom. Der schon erwähnten Stabilität der Kräfte zur Zeit der Karolinger steht eine gewisse Gährung der Kräfte in der Chanson gegenüber. Der einzige festere Mittelpunkt ist das Kaisertum, aber auch seine Rechte werden bestritten, und aus dem Dunkel der germanischen Wälder treten neue Kräfte hervor, die den alten Mittelpunkt festhalten wollen und dadurch in einen furchtbaren Kampf verwickelt werden. Wilhelm und der Papst betreten beide erst die Weltbühne: der eine hat den starken Arm, der alle Feinde zu Boden wirft; der andere fesselt durch das Versprechen des Himmelreichs Leib und Seele und zwingt sie in seinen Dienst. In der Chanson aber besitzt nicht der Papst, sondern die Kirche diese grosse Macht über die Gemüter; sie zieht die Kräfte an, aber sie beherrscht sie nicht vollständig; sie nimmt diese Kräfte gelegentlich und vorübergehend in Anspruch, aber sie verfügt nicht selbständig über sie. Kurz, der Papst aus der Zeit Karls des Grossen steht

an Machtentwickelung auf einer viel höheren Stufe als der Papst der Chanson, was sicherlich nicht der Fall wäre, wenn jene Zeit wirklich den historischen Hintergrund bilden würde.

Das Königtum, oder vielmehr das Kaisertum, blickt in der Chanson allein auf eine ehrwürdige Vergangenheit zurück. Nun zeigt sich überall in der Sage ein starker Zug, das fränkische Königtum als eine ununterbrochene Fortsetzung des römischen Kaisertums hinzustellen, und mit einer gewissen Absichtlichkeit wird die Verwandtschaft mit Ostrom hervorgehoben. In der Prosaerzählung des Manuscrit de l'Arsenal[1]) wird berichtet, Ludwig sei der Sohn Karls und der Sibille von Griechenland gewesen. Karl selber habe ihn für ein Bastardkind gehalten, bis der Papst den König mit der eigenen Gattin versöhnt und Ludwigs Anerkennung herbeigeführt habe. Die Nerbonesi erzählen, Karls Familie stamme von Konstantin ab; er habe seine Tochter Elise mit Elie, einem Nachkommen der Scipionen, vermählt, und er habe sich nach seiner Rückkehr von Spanien mit Bellisende, der Tochter des Kaisers von Konstantinopel verheiratet. Im Couronnement endlich beansprucht Wilhelm dem Corsolt gegenüber nicht etwa bloss Italien, sondern das ganze Römerreich bis zu den Grenzen von Arabien, d. h. aber bis zu den Grenzen der Heiden[2]). Auch in der Geschichte macht sich dasselbe Bestreben bemerkbar. Schon Gregor von Tours nennt Clodwig einen zweiten Konstantin, und wie mit dem letzteren das Martyrium der Kirche unter den römischen Kaisern abschliesst, so endigen mit der Taufe des fränkischen Königs die Leiden der Kirche unter der heidnisch germanischen Invasion. Die folgenden Jahrhunderte erscheinen dann als ein ununterbrochener Kampf der Franken für die römische Kirche gegen Heidentum und Ketzerei; sie sind das von Gott erwählte Werkzeug der Gnade, weil sie den rechten Glauben besitzen. Schliesslich ist aber nicht mehr die merowingische Königsfamilie Träger des Kampfes, sondern der Dienstmann, bis endlich Pippin zum Lohne für seine Verdienste die fränkische Königskrone und Karl die römische Kaiserkrone durch den Papst erhalten.[3]) Nach der Anschauung jener Zeit wurde aber Karl für den rechtmässigen Nachfolger, nicht von Romulus Augustulus, sondern von Basilius, Heraklius, Justinian, Arkadius und der ganzen oströmischen Linie gehalten, und daher kommt es, dass in alten zeitgenössischen Annalen wie in denen vieler folgender Jahrhunderte auf den Namen Constantin VI., des 67. nach Augustus, ohne Unterbrechung der Karls, des 68. folgt.[4]) Ostrom betrachtete allerdings die Krönung Karls noch lange als die freche Anmassung eines übermütig gewordenen Vasallen, das fränkische Kaisertum als ein Bastardkaisertum, dem es Jahrhunderte lang seine Anerkennung versagte; aber das änderte nichts an der Thatsache; trotz dieses Widerspruchs behauptete sich das neue Kaisertum in seiner erkämpften Stellung.[5]) Die Idee von dem römischen Reiche als einem notwendigen Teile der Weltordnung war während der ganzen Völkerwanderung nicht erloschen: sie wurde von denjenigen anerkannt, die sie zu zerstören schienen, sie war von der Kirche sorgsam gehütet worden, wurde durch Gesetze und Gewohnheiten ins Gedächtnis zurückgerufen und war der unterworfenen Bevölkerung teuer, die mit Freude an die Tage zurück dachte, in denen wenigstens Frieden und Ordnung die Knechschaft milderte. — Während dieser ganzen Zeit steht das römische Kaisertum im Hintergrund der Weltbühne, erschlafft, machtlos und ohnmächtig, aber doch im Besitz der allgemeinen Achtung und Verehrung aller Völker. Aus dem engen Rahmen der Heimat treten mittlerweile die Franken hinaus auf die Weltbühne, zunächst als Diener der römischen Kaiser, bald aber als Nebenbuhler, bis endlich Karl nach der Vorstellung des Abendlandes ihre Stelle einnimmt und sie verdrängt.

Welche Stellung hat nun das Kaisertum im Couronnement? Wohl sagt Karl zu seinem Sohne: „Mit dem Augenblicke, wo Du Dir die Krone aufs Haupt setzt, bist Du Kaiser von Rom!“ — aber dieses Recht ist nur nominell, denn es wird zweimal sehr hart bestritten.

---

1) cf. Gautier. IV. p. 343 Langlois. p. XC. sq.
2) cf. 885. sq.
3) cf. Bryce. l. c. p. 47.
4) cf. Venediger l. c.
5) cf. Bryce. p. 33.

Corsolt behauptet, er habe ein Anrecht darauf als Vertreter des Heidengottes und als Erbe seiner Vorfahren von Romulus bis auf Cäsar, und damit bezeichnet er doch wohl die Zeit des Heidentums und der Republik. Das Kaisertum und das Christentum treten nach der Vorstellung einer späteren Zeit gleichzeitig in die Erscheinung, und somit vertritt Wilhelm, dessen Ansprüche naturgemäss da beginnen müssen. wo die seines Gegners aufhören, die Rechte des Christengottes und der römischen Kaiser. Ein Rechtsanspruch des Gui im vierten Liede ist nicht vorhanden, er betrachtet die Krone vielmehr als ein herrenloses Gut, das dem stärksten gehört. Dem Grafen Wilhelm verdankt das Kaisertum in beiden Fällen die Aufrechterhaltung seiner rechtmässigen Ansprüche. —

Nach dieser Auffassung repräsentiert Wilhelm nicht eine einzelne Person oder eine Reihe von Personen, auch nicht eine Familie, sondern das in seiner Einheit gedachte fränkische Volk mit seinen Beziehungen znr römischen Kirche und zum römischen Kaisertum, als dessen ununterbrochene Fortsetzung das fränkische Königtum zu denken ist. Dabei geht der Dichter von der germanisch-fränkischen Ansicht aus, dass die Krone das erbliche Eigentum der angestammten Königsfamilie ist. Fremde Verhältnisse werden ähnlich wie im Heliand den heimischen angepasst.

Mit Karl dem Grossen und Ludwig dem Frommen haben die Gestalten der Sage gewiss nur den Namen gemein, eher könnte man Guillaume den geistigen Ahnherrn ihrer Familie nennen. Während aber Wilhelm ein edles, reines Naturkind ist, das mit warmem Herzen für seine Ideale eintritt, in dessen Brust die unwandelbare Treue wohnt, erscheint Karl als der selbstbewusste Kulturmensch, der die Reinheit seines Herzens höheren Interessen zum Opfer bringt; er pflückt die Früchte des Baumes, den Wilhelm einst pflanzte und mit seinem warmen Herzblut düngte. —

Durch die Namen, durch den Rahmen und durch eine gewisse Ähnlichkeit des Helden der Sage mit Wilhelm dem Frommen hat man sich verleiten lassen, den historischen Hintergrund in einer viel späteren Zeit zu suchen, als es der Geist der Chanson verlangt. Über den geschichtlichen Treubruch hinauszugehen dürfte kaum gestattet sein. Die Geschichte Pippins und Karls liest sich vielmehr wie eine Fortsetzung des Chanson, denn sie führt die Katastrophe herbei, welche hier nur angedeutet und in die ferne Zukunft hinausgeschoben wurde. Während in der Geschichte jene drei Potenzen, von denen Alkuin spricht, gleichberechtigt neben einander stehen, tritt der Franke Wilhelm in der Chanson überhaupt erst in Aktion. Während in der Chanson das Kaisertum den unbestrittenen Vorrang hat, hat sich in der Geschichte Karls der Mittelpunkt der Kräfte zum Nachteile des alten Kaisertums bereits ganz verschoben, das fränkische Königtum tritt als gleichberechtigter Nebenbuhler neben Ostrom. Diese Erhöhung verdankte es dem Papste, der sich, indem er Karl krönte, ein Recht anmasste, dass er gar nicht besass. Der Papst der Chanson dagegen erkennt die Oberhoheit des Kaisertums willig an:

1406 Dist l'apostoiles: „Deus en seit aorez!
„Qui corseil quiert bien li deit l'en doner;
„En peneance vos vueil ge comander
„Que Looïs no seignor secorez
„C'iert granz damages sil est deseritez!"

Von einer Politik des Papstes und bestimmten Motiven im eigenen Interesse ist in der Chanson nicht die Rede. Die Rettung der Kirche ist sein einziges Ziel, und er will es erreichen, indem er sich an den Franken Wilhelm anschliesst.

Die Stellung des Kaisertums, des Papsttums und Wilhelms, sowie ihr Verhältnis zu einander schliessen die Annahme aus, dass eine spätere Zeit nach Karl dem Grossen den historischen Hintergrund bilden könnte. Die Betrachtung des zweiten Liedes dürfte dagegen die Annahme bestätigen, dass dieser Hintergrund in einer Zeit vor Pippin und Karl zu suchen ist.

II. Die Pilgerfahrt nach Rom.

Einleitung: Langlois giebt das Ergebnis der bisherigen Forschung, indem er seine Untersuchung an die Namen Gaifier, Guillaume und Corsolt anknüpft.[1]) Nach seiner Meinung ist die Belagerung von Salerno 871—873 durch die Sarazenen das historische Ereignis, das in dem zweiten Liede der Chanson seine poetische Entwicklung erhalten hat. „Ursprünglich erzählt ein Gedicht," meint Langlois, „wie Gaifier, den die Sarazenen in Salerno belagerten, von Gontier, der die Truppen Kaiser Ludwigs II. führte, befreit wurde; die Verwechselung Ludwigs II. mit Ludwig dem Frommen bewirkte, dass man Gontier durch Guillaume ersetzte. Die von Gontier gewonnene Schlacht wurde durch einen Zweikampf zwischen Wilhelm und Corsolt ersetzt, einer epischen Gestalt, die als Corsables, Corsubles und Corsabrin sich in vielen Epen findet!" — Ich glaube, man kann hier mehr dem Kritiker als dem Dichter den Vorwurf machen, dass er mit grosser Willkür seiner eigenen Laune folgt, denn die ganze Ähnlichkeit beruht im Grunde genommen auf dem Gleichklang der Namen. Im Couronnement wird Gaifier, König von Kapua,[2]) — so nennt ihn Langlois — mit seiner ganzen Familie gefangen genommen und von dem Franken Wilhelm befreit; jener Gaifier von Salerno wird nicht gefangen genommen, sondern nur belagert, allerdings aber von den Franken befreit. In beiden Fällen verlassen die Sarazenen nach dem Kampfe Italien. Langlois hat selber die grosse Verschiedenheit **in den Details bemerkt**, er führt das aber auf die verschiedene Art der Darstellung von Geschichte und Sage zurück. Natürlich sind die Dichter daran Schuld, dass der geschichtliche Thatbestand so verdunkelt wurde. So ist in der Chanson Rom der Ort der Handlung, in der Geschichte aber Salerno; das lässt sich aber nach Langlois leicht dadurch erklären, dass die Dichter, welche später den Papst einführten, den Schauplatz nach Rom verlegten. Es ist auch nebensächlich, dass in der Chanson ein Zweikampf an Stelle der geschichtlichen Schlacht tritt, denn der Kampf gegen Corsolt ist nur eine Episode, die der historischen Befreiung Gaifiers durch die Franken beigefügt wurde. Die Gefangennahme des Gaifiers endlich ist auch eine überflüssige, unnötige Abweichung der Sage von der Geschichte.

Die geschichtliche Feststellung der Person Corsolts ist nach der Meinung Langlois noch schwerer als die des Gaifier und des Wilhelm, weil für dieselbe jeder Anhalt in der Geschichte fehlt.

Ja, ist das aber überhaupt notwendig? Werden die Gestalten der Sage weniger schön, weil sie nicht historisch sind? Die Hauptfrage ist doch gewiss, welche Bedeutung haben diese Gestalten in der Sage, nicht in der Geschichte; und es ist zu prüfen, ob sich ihre Bedeutung nicht vielleicht aus der Chanson selber erkennen lässt. Jeder unbefangene Leser muss nun sofort erkennen, dass Gaifier eine Nebenfigur und dass Wilhelm, Corsolt und der Papst die Hauptfiguren sind, um die sich das Interesse dreht. Und nun soll der Geschichte zu Liebe die Nebensache zur Hauptsache werden? Wilhelm, Corsolt und der Papst sollen ihr Dasein einer späteren Einschiebung verdanken? Und dieser wahrhaft grossartige Zweikampf soll nichts weiter als eine überflüssige Episode sein, die man nach berühmten Mustern, nach der Schablone, hinzufügte? Das scheint ganz undenkbar! Weder Langlois noch seine Vorgänger haben den Versuch gemacht zu prüfen, ob der Ideeengehalt zu dem geschichtlichen Ereignis passt, oder ob dieser Teil der Chanson nicht doch vielleicht in innerm Zusammenhange zu den andern Teilen steht; man geht eben von der Voraussetzung aus, dass jeder einzelne Teil der poetische Niederschlag eines besonderen historischen Ereignisses ist und sucht diese Behauptung zu beweisen. Eine solche Auffassung löst das zweite Lied von vornherein aus dem Rahmen der Chanson heraus und macht es zu einem verkannten Aschenbrödel. Es ist aber durchaus notwendig, dass die Chanson wie jedes Kunstwerk für sich betrachtet wird, ohne dass der Blick fortwährend nach der Geschichte schielt.

1) l. c. p. XXXII.
2) In der Chanson ist er Eigentümer von Rom!

A. Stellvertretung Gottes und des heiligen Petrus.

Wilhelm unternimmt die Pilgerfahrt, die ihn zum ersten Male nach Rom führt, gegen den Willen seines Königs; denn letzterer kennt die Ohnmacht seines Sohnes und sieht ganz richtig voraus, dass die Dienste des Vasallen vorübergehend dem Königtum zum Nachteil des letzteren entzogen werden. Zu der Dienstmannstreue tritt die Sorge um das Seelenheil in Gegensatz und zeigt uns, welchen zwingenden Einfluss die Kirche bereits über die Gemüter gewonnen hat, denn diese zeitweilige Vernachlässigung einer Pflicht, welche bisher als die höchste empfunden wurde, verkündet uns die Stärke der neuen Verpflichtung. Der Gegensatz wird aber zur Zeit nicht akut, weil die Kirche das Vorrecht des Königtums bedingungslos anerkennt und nur eine vorübergehende Dienstleistung beansprucht. Zu dem Papste hat Wilhelm bisher in keiner Beziehung gestanden; obwohl dessen Anwesenheit bei Ludwigs Krönung erwähnt wird, kennt der Graf ihn gar nicht, und der Papst lässt sich den fremden Ritter vor dem Altare des heiligen Petrus erst zeigen. Wilhelm sucht gar nicht den Papst in Rom auf, sondern begiebt sich sofort in die Kirche, um am Altare des h. Petrus zu beten und seine Waffen segnen zu lassen, denn er will mit Gottes Hilfe seine Kräfte, die er im Dienste des Königs braucht, steigern. Er betet an dem heiligen Orte weniger für sich als für Ludwig. vs. 336. sq. Indem er aber seine Waffen auf dem Altare niederlegt und sie von Gott und dem h. Petrus zurückerhält, tritt er unbewusst zu beiden in ein persönliches Dienstverhältnis, das ihn verpflichtet, beiden zu helfen, wenn sie in Not sind. Die Folgen dieses Verhältnisses zeigen sich sogleich, denn die Lage der Kirche ist sehr gefährdet. Gaifier, der bisherige Beschützer Roms, ist mit seiner Tochter und 30000 Christen von den Sarazenen gefangen genommen, und die letzteren belagern Rom. Mit Unrecht nennt ihn Langlois König von Kapna, denn in der Chanson ist er der weltliche Besitzer Roms: durch die Vermählung mit seiner Tochter soll Wilhelm in den dauernden Besitz der Stadt treten, und im vierten Liede ruft sie Wilhelm zur Rettung Roms herbei. — Während Gaifiers Gefangenschaft handelt der Papst als Bote Gottes und des heiligen Petrus, nie aber als deren Stellvertreter. Er veranlasst vielmehr Wilhelm die Stellvertretung zu übernehmen, und nachdem ihm ein Sühneversuch misslungen ist, nimmt er an dem Kampfe nur passiv durch seine heissen Gebete teil. — Den Grafen Wilhelm bittet er zunächst, die Rechte Gottes und des heiligen Petrus hier auf Erden zu verteidigen. Erschreckt und überrascht weist der Graf diese nach seiner Meinung ganz unberechtigte Forderung zurück, denn das ist die Aufgabe des Königs und nicht die seine; auch hält er sich einem so mächtigen Gegner gegenüber für zu schwach. Deshalb fordert er den Papst auf, er möchte sich an Ludwig wenden, der gewiss sein Erbe verteidigen werde. Doch der König weilt in weiter Ferne, und die Not drängt. Vergeblich regt der jüngere Bertrand den frischen Wagemut und die Abenteuerlust seines Oheims an, die, ohne viel zu fragen, sich in Gefahren stürzt, um im Streite für die Rechte der Hilfe flehenden die eigene Kraft zu prüfen und zu stählen. Wohl ist sich Wilhelm sonst stets seiner Kraft bewusst. Während Ludwig in seiner Ohnmacht immer nach dem Stellvertreter jammert, tritt der edelste Sohn des Aymeri sonst jeder Gefahr unerschrocken entgegen. Bertrands feurige Worte bringen ihn aber doch nicht zum Entschluss, denn er sieht sich einer ganz neuen Aufgabe gegenüber, deren Lösung er ohne die Erlaubnis seines Königs nicht übernehmen darf, und er zaudert! Da entscheidet die Sorge um sein Seelenheil alle seine Zweifel und Bedenken, denn der Papst verspricht ihm die Vergebung aller Sünden hier auf Erden und einen Platz im Himmelreich, den der h. Petrus allen guten Freunden bereitet, die für ihn eintreten. vs. 387. sq. Ohne Grund tadelt hier Léon Gautier[1]) die Nachsicht des Papstes, denn dieser weiss sehr wohl, was er thut! Durch die Verzichtleistung auf das innere Christentum rettet er die Kirche, er steigert so die religiöse

---

1) Léon Gautier. IV. 355. Certes, il eût mieux valu pour Rome tomber cent fois aux mains des Sarrazins que d'entendre un Pape prononcer de telles paroles. — Man vergleiche dagegen, was Gregor v. Tours über Chlodwig sagt.



Begeisterung bis aufs äusserste. Durch dieses Versprechen zukünftigen, himmlischen Glücks tritt Wilhelm in den persönlichen Dienst des h. Petrus, denn dem Dienste entspricht fortan der Lohn. Die Sorge um das Seelenheil tritt fernerhin als eine mit der Dienstmannstreue parallel wirkende Kraft in die Erscheinung. Dabei ist festzuhalten, dass der Graf nicht in ein Dienstverhältnis zum Papste tritt; er übernimmt vielmehr, allerdings ohne Auftrag, die Verpflichtung seines Kaisers, an den sich der Papst eigentlich hätte wenden müssen. Das Verdienst des Papstes liegt darin, dass es ihm gelingt, Wilhelms Bedenken zu beseitigen und ihn zum Entschluss zu bringen.

Der nun folgende Sühneversuch zeigt uns die Ohnmacht des Papstes, denn er allein kann die Kirche nicht retten, ohne irdische Vertretung wäre sie in dem beginnenden Kampfe rettungslos verloren. Wohl bietet er als Bote Gottes und des heiligen Petrus[1]) dem Heidenkönige Galafre, um ihn zum Rückzuge zu bewegen, den unermesslichen Schatz der Kirche an; aber dieses Anerbieten wird zurückgewiesen, denn es handelt sich nicht um irdische Interessen, sondern um himmlische. Nicht durch Geld und Gut, sondern durch die Überlegenheit der Götter, durch die Überzeugung von der Wahrheit des Glaubens und durch die Begeisterung kann dieser Kampf entschieden werden. Galafre beansprucht Rom als Eigentum seiner Götter Muhammed und Cahu und als Erbe seiner heidnischen Vorfahren von Romulus bis auf Cäsar, das sich also doch wohl seitdem das Kaisertum und der Christengott unrechtmässig angeeignet haben. Um die Streitfrage zu entscheiden, schlägt er im Gefühle seiner eigenen Kraft den Zweikampf vor, und da er bestimmt glaubt, dass sein Kämpe siegen muss, stellt er in frecher Überhebung seine eigenen Söhne als Bürgen, ohne dass er selber Ersatz verlangt. Es ist nicht etwa ein Zweikampf zwischen zwei Personen, den der Dichter uns vorführt, auch nicht zwischen zwei Völkern, sondern der Kampf zwischen Christentum und Heidentum in seinem ganzen Verlauf, eine Kraftprobe der beiderseitigen Götter, deren Ergebnis die Bekehrung ist. Der Sieg giebt dem Sieger den dauernden Besitz von Rom. Der Papst fühlt wohl, dass Gott ihnen helfen kann und will, aber es fehlt ihm das rechte Vertrauen, er fürchtet sich und wünscht sich fort aus der gefährlichen Lage, in der er sich befindet. Wohl freut er sich, dass ein Zweikampf den Streit entscheiden soll, denn er denkt sofort an Wilhelm, als er aber Corsolt erblickt, verwandelt sich seine Freude in Entsetzen und Mutlosigkeit.

Denn schrecklich war der Anblick des Heiden! Er war schwarz wie die Nacht, und die Augen brannten ihm wie zwei feurige Kohlen in dem von struppigen Haaren umrahmten Kopfe. Einen halben Fuss betrug der Abstand zwischen den beiden Augen, eine starke Klafter von der Schulter bis zum Gürtel. Man erhält, indem man diese Masse anwendet, eine riesenmässige Erweiterung des menschlichen Leibes, der gegenüber Wilhelm nur als Zwerg erscheinen muss. Die schwarze Farbe ist, wie ich schon früher nachgewiesen habe,[2]) charakteristisch für die Heiden als Kinder der Hölle. Corsolt nennt sich selber ein Kind des Teufels. Sein Vater bewohnte einst den Himmel, aber er wurde nach furchtbarem Kampfe von Gott in die Hölle geworfen, und seitdem befindet sich seine Wohnung unter dem Firmamente. Gegen Gott kann er nicht streiten, denn derselbe ist für ihn unerreichbar, aber die Erde gehört ihm und auf derselben die Menschheit. Kein Friede kann zwischen Gott und ihm bestehen, und um sich zu rächen, führt er einen unversöhnlichen Kampf gegen die Kinder Gottes hier auf Erden. Vs. 522. 4. Es wird also ein doppelter Aufenthalt der Götter von Corsolt zugestanden; der Christengott wohnt im Himmel, der Gott der Heiden unter dem Firmament, d. h. in der Hölle. Das Streitobjekt ist die Erde, oder vielmehr die Menschheit auf derselben. Das allein macht es unwahrscheinlich, dass wir es mit einem Streite von Personen zu thun haben. Uns liegt natürlich einseitig christliche Anschauung vor, denn sonst wäre die Ver-

1) vs. 445. 507.
2) l. c. p. 16. sq.

zichtleistung Corsolts auf den Himmel ganz undenkbar. Prüfen wir nun das Glaubensbekenntnis des Heiden auf seinen Inhalt, so finden wir dieselbe Auffassung des Kampfes zwischen Gott und dem Teufel wie in der Offenbarung St. Johannis 12,7 sq. Von der Religion Muhammeds zeigt sich mit Ausnahme des Namens auch nicht der geringste Niederschlag, es scheint vielmehr, dass dem ganzen Streite die biblische Anschauung über den Gegensatz von Christentum und Heidentum zu Grunde gelegt ist.

Beim Anblick dieses schrecklichen Riesen verliert der Papst allen Mut; er verzweifelt, denn er hält Wilhelm für verloren. Das ist eine Aufgabe, der selbst die 12. Pairs. nicht gewachsen wären. Diese Mutlosigkeit und Furcht vor der hohen Aufgabe macht ihn ebenso ohnmächtig wie den jungen Ludwig: er ist nicht das auserwählte Werkzeug der Gnade, ein andrer muss die Stellvertretung übernehmen. Durch sein unbedingtes Vertrauen auf Gott und den h. Petrus wird Wilhelm dieses Werkzeug. „Ich sehe, eure Lehren sind falsch!“ erwidert er dem kleinmütigen Priester. „Warum erzählt ihr uns, Gott ist so mächtig, dass denjenigen, dem er helfen will, niemand schänden, verbrennen oder töten kann? Bei dem Apostel, den man in Rom verehrt, wenn der Heide auch 10 Klafter lang wäre, so würde ich doch mit Schwert und Lanze gegen ihn streiten! Wenn Gott unsern Glauben zu Grunde gehen lassen will, mag man mich in Stücke zerreissen; wenn er uns aber helfen will, kann kein Mensch auf Erden mir etwas anhaben!“ — Glühende Begeisterung spricht aus jedem seiner Worte! Freiwillig übernimmt er Pflichten, die sein König leisten müsste. Während er bisher aber nur die politische Stellvertretung übernehmen wollte, übernimmt er fortan auch die himmlische; sein Wirkungskreis erweitert sich, er betritt die Weltbühne. Gott und der h. Petrus müssen ihn in dem bevorstehenden Kampfe unterstützen, wenn sie wollen, dass man ihnen fernerhin hier auf Erden dient; mit Wilhelm steht und fällt das Christentum, und sein Sieg ist die endgiltige Zertrümmerung des Heidentums. Der Papst ist trotz seiner bedeutenden Stellung doch nur Nebenfigur, denn er ist der Bote Gottes und des h. Petrus, Wilhelm aber ihr Stellvertreter. Die päpstliche Macht ist noch keineswegs fest begründet, sie entwickelt sich erst.[1])

Der Übernahme der Stellvertretung geht auch hier die feierliche Einsetzung voraus. Wilhelms Gelübde ist ein Treuschwur von gleich bindender Kraft wie der dem Könige geleistete Eid. Verstärkt wird die Feier durch die Bestreichung mit der heiligen Reliquie, welche seinen Leib bis auf die Nasenspitze unverwundbar macht, denn sie erfüllt Leib und Seele mit gläubigem Gottvertrauen und steigert seine religiöse Begeisterung bis aufs äusserste. Er kann verstümmelt, aber nicht vernichtet werden. Die Begeisterung giebt seiner ganzen Erscheinung innere Einheit und Geschlossenheit, so dass selbst die Heiden ihn bewundern!

Dieses neue Dienstverhältnis verbarg eine grosse Gefahr für das Königtum. Bald musste die Stärke der Verpflichtung sich in den Augen des Gläubigen steigern, und alle andern Pflichten mussten in seiner Wertschätzung sinken. Im Charrois tritt Wilhelm ganz aus dem Rahmen des Staates, aus dem Dienstverhältnis zum Könige, heraus, um sich ausschliesslich dem Kampf gegen das Heidentum zu widmen. In der Bataille zwingt er das erschlaffte Königtum zur Erfüllung seiner Pflichten gegen die Kirche. Im Couronnement ruhen die Gegensätze noch friedlich nebeneinander, ja das Königtum ist als das ältere im Vorrechte. Die Entscheidung, wem er zu Hilfe eilen muss, ruht aber fortan in Wilhelms Brust, in der Stärke seiner Gefühle, und die Geschichte zeigt uns, wie die irdischen Interessen schliesslich vor den himmlischen zurücktraten.

---

1) Man vergleiche, was Karl zum Papste sagte: „Uns liegt es ob, die katholische Kirche mit den Waffen in der Hand zu verteidigen; euch aber, heiliger Vater, mit gen Himmel erhobenen Händen uns in unserm Dienst zu unterstützen. Ranke. V. 2. p. 177.



B. Der Zweikampf mit Corsolt.

Während Wilhelms Begeisterung sich fortschreitend steigert, sucht Corsolt sein Heil in der Überfülle der Waffen. Vierzehn Könige wappnen ihn; über die Stahlbrünne legen sie noch ein doppeltes Panzerhemde; an seinem Gürtel befestigen sie das gewaltige Schwert, Beile und Wurfspeere, an seinen Schultern Köcher, Armbrust und Bogen. Er besteigt das wunderbare Ross Alion, das schneller läuft als Hund und Hase und doch nie müde wird. Am Sattel befestigt man noch vier Wurfspeere und eine schwere eiserne Keule und reicht ihm endlich den gewaltigen Schild in die Linke. Nur die Lanze verschmäht er, denn seine Hauptwaffe ist die schwere Keule, und er hofft, den Gegner mit dem ersten Schlage zu zermalmen. Auch er glaubt, dass seine Götter ihm helfen werden, aber es ist ein gewohnheitsmässiger Glaube, dem jede Begeisterung fehlt, und man hat das Gefühl, dass er seinem gewaltigen Rüstzeuge mehr als seinen Göttern traut. Nie erhebt sich seine Seele im Gebete zu Gott, er hält es für selbstverständlich, dass Muhammed ihm helfen muss. In der Überfülle seiner Waffen gleicht er aber einem hohlen, thönernen Koloss, den ein kräftiger Stoss zertrümmern muss. Der Dichter wird nicht müde, unsere Aufmerksamkeit auf diese Überlegenheit von Rüstzeug und Waffen zu lenken. 634. 1025. 1055. 1738. sg. Wilhelms Hauptwaffe ist dagegen das Gottvertrauen, das in inbrünstigen Gebeten sich zur religiösen Begeisterung erhebt; letztere schärft die Waffen, verleiht dem Arme Kraft und giebt dem Leibe Leichtigkeit und Beweglichkeit, so dass er den wuchtigen Schlägen des Gegners ausweichen und sofort wieder zum Angriff vorgehen kann. Wilhelm beginnt den Kampf und geht immer von der Verteidigung zum Angriff über. Belebt wird der Kampf durch die rege Teilnahme des Papstes und der Bewohner von Rom, die in ihren Gebeten Gott und den heiligen Petrus herbeirufen. Auffallend ist die Gleichgiltigkeit und Teilnahmlosigkeit der Heiden, die, wie sich nach vs. 1189. sq. ergiebt, doch ebenfalls Zuschauer des Kampfes sind.

Versuchen wir nun, bevor wir weiter gehen, uns den Kampf zwischen Heidentum und Christentum in seinem geschichtlichen Verlauf kurz zu vergegenwärtigen. An Rüstzeug, Waffen und Eigentum war zunächst das Heidentum weit überlegen, denn ihm gehörte die Menschheit, deren Fühlen, Denken und Empfinden es beherrschte; es erscheint wie ein gewaltiger Riese, der auf einen durch die Jahrhunderte geheiligten Besitz zurückblickt. Da tritt plötzlich das Christentum ihm entgegen wie ein Zwerg, den der erste Keulenschlag zerschmettern musste. Alle Versuche aber, den Zwerg zu dem alten Glauben zu bekehren, waren fruchtlos, denn sie scheiterten an dem festen Gottvertrauen und der religiösen Begeisterung der neuen Christen. Ein erbitterter Kampf auf Tod und Leben war nun unvermeidlich. Gegenstand des Kampfes war die Machtfrage der Götter, der Wert des Glaubens und vor allen Dingen der Besitz und die Herrschaft über die Menschheit. Denn die Menschheit gehörte dem alten Glauben an, sie musste gewonnen, nicht vernichtet werden, der Kampf musste gegen den Unglauben und nicht gegen den Ungläubigen geführt werden. Das Glaubenssystem gab der von dem Heidentum beherrsten Menschheit innere Einheit, so dass sie wie ein einziger lebendiger Organismus dastand, der dem Geiste des Heidentums als schützende Wohnung und Rüstung diente. Dieser Geist beherrste auch das ganze Denken und Empfinden und benutzte im Kampfe gegen den neuen Glauben die Menschheit als Waffe. Als das Christentum auftrat, hatte das Heidentum aber bereits seine belebende Kraft verloren, die innere Einheit und Geschlossenheit war nur äusserlich vorhanden, und der hohle Riesenleib löste sich in feine Teile auf, sobald der neue Glaube zum Angriff überging. Es vollzog sich zwischen Christentum und Heidentum nur ein Besitzwechsel, dessen Gegenstand die Menschheit war. Mit seiner Gedankenklarheit warf das Christentum die vermorschten Vorstellungen über den Haufen, es durchbohrte das Rüstzeug des Gegners, durchschnitt mit seiner Gedankenschärfe die Bande, welche das alte Glaubenssystem um die Menschheit gelegt hatte, warf es aus dem Sattel und raubte ihm schliesslich das Leben, indem es den Unglauben ganz aus dem Herzen austrieb.

Der Zwerg wurde der Erbe des Riesen, indem er ihm die Menschheit entriss. Wohl war die Rüstung gewaltig, während des Kampfes aber wuchs der Zwerg, so dass es ihm am Ende des Kampfes möglich war, die Rüstung zu tragen und die Menschheit zu lenken. Der Christengott erwies sich als der stärkere, indem er den Göttern der Heiden das Eigentum entriss und sie von der Erde verjagte.

Der Verlauf des Kampfes in der Chanson entspricht nun ungemein dem geschichtlichen. Der Riese versucht den Zwerg zu bekehren, letzterer aber bleibt fest in seinem Vertrauen zu Gott und dem heiligen Petrus, und es gelingt ihm schlieslich den gewaltigen Gegner zu besiegen. Das Ergebnis des Kampfes ist ein Besitzwechsel, denn alles, was dem Riesen gehörte oder worauf er Anspruch erhob, wird Wilhelms Eigentum. Nun kann das Ringen der beiden Religionen mit einander von der Phantasie wohl als ein einziger Vorgang aufgefasst werden, dessen Hauptmomente den Entwickelungsstufen entsprechen müssten. Dabei muss natürlich der ganze Verlauf bis zur Lösung des Gegensatzes ins Auge gefasst werden. Ich habe schon einmal zu zeigen versucht,[1]) wie sich das durch Verkürzung der Raum- und Zeitverhälltnisse ermöglichen lässt und wie sich daraus die ewige Jugend, oder das ewige Alter der Helden der Sage erklärt. Wer das Leben des Volkes darstellen will, darf nicht den Augenblick als Ziel der Darstellung wählen, er muss Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft zu einem Bild zusammenfassen. Die mündliche Überlieferung konnte die Vielheit der Ereignisse nicht festhalten, sie musste ihnen innere Einheit geben, indem sie die ganze Reihe derselben als einen einzigen Vorgang, als die Thätigkeitserscheinung einer Kraft, einer Idee, zur Darstellung brachte. So ist also nach meiner Meinung der Kampf zwischen Wilhelm und Corsolt nur der Rahmen, in den das Ringen der beiden Religionen in seinem ganzen Verlaufe zu einem einheitlichen, klaren und übersichtlichen Bilde zusammengefasst wird. Der Dichter zeigt uns, wie sich in diesem Kampfe das Verhältnis der Kräfte zu einanden änderte und wie dieser Kampf seine Spuren in dem Antlitz des Gegners zurückliess. Es ist nach dieser Anffassung gestattet, zwischen den einzelnen Momenten des Kampfes räumlichen und zeitlichen Abstand anzunehmen, ohne dass die innere Einheit verletzt wird. Zwischen Anfang und Ende des Kampfes liegen vielleicht Jahrhunderte, und deshalb ist die Ungleichheit der Kräfte beim Anfange am stärksten; sie nimmt aber während des Kampfes fortschreitend ab. Achtung und Furcht treten sehr bald an Stelle der Geringschätzung und Verhöhnung, die Corsolt zuerst zeigt, und seine übermütige Ruhe, steigert sich zur Angst und zur unbändigen Wut, so dass er mit aufgesperrtem Rachen auf Wilhelm zuspringt.

Mit Unrecht macht man der Sage den Vorwurf, dass sie übertreibt. Wohl verkürzt und erweitert sie den Menschenleib, aber nur, um dadurch die Entwickelungsstufen der Stärke zu bezeichnen; allerdings bindet sie sich nicht an Raum und Zeit, aber sie benutzt beide als Hilfsmittel, um die sich über Jahrhunderte erstreckende Wirkung der Idee zu einem in Raum und Zeit einheitlichen Bilde zusammenzufassen. Nie verlässt die Phantasie dabei ganz den sicheren Boden des Natürlichen und Möglichen, nur in dem Verhältnis der Masse schaltet sie nach Willkür.

Dem eigentlichen Kampf voraus geht der Wortstreit, der die Machtfrage der Götter, den Wert der Sakramente und das Recht auf das römische Erbe behandelt, nachdem Corsolt vergeblich versucht hat, Wilhelm zu bekehren. Wilhelm bekehrt sich aber nicht, sondern entscheidet die drei Streitfragen zu seinen Gunsten. Er sucht und findet stets neue Kraft im Gebet. Das erste dieser Gebete lenkt unser Interesse sofort auf das wunderbare Streitross des Heiden. Der kühne Held lässt sich durch den Entsetzen erregenden Riesen nicht erschrecken, sein Auge ruht vielmehr bewundernd auf dem herrlichen Tiere, das er von Gott als Siegeslohn erbittet 676. sq. Während des Kampfes schont er es, obwohl er sich dadurch die Arbeit erleichtern könnte vs. 1090. Dieses Streitross ist eben kein gewöhnliches Tier,

---

1) l. c. p. 2. sq.

es ist dem Dichter nur ein poetisches Bild für die Menschheit als Träger des Unglaubens,[1]) und nach dem Siege schwingt sich der rechte Glaube, von dem es sich willig lenken lässt, in den Sattel.

In dem zweiten Gebet legt Wilhelm sein Glaubensbekenntnis ab. Schöpfung, Sündenfall, Tod, Erlösung und Wiedergeburt der Menschheit durch Christum bilden den Inhalt des Gebetes, nur Thatsachen, ohne Reflexion und ohne Glaubenslehren. Es ist die persönliche Teilnahme an dem Schicksal des Völkerfürsten, der sich für uns geopfert hat, und für den wir uns aus Dankbarkeit opfern müssen. Wilhelm hat diese Erzählung auf Treu und Glauben angenommen und fordert seinen Gott auf, durch thätige Beihilfe zu beweisen, dass alles wahr ist. Greift Gott nicht selber ein und unterliegt Wilhelm, so ist eben alles unwahr, und der Gott der Heiden bleibt der stärkere, dem die Menschheit gehört. Man hat die Länge dieser Gebete getadelt! Da aber nach meiner Auffassung die einzelnen Momente des Kampfes zeitlichen Abstand von einander haben können, so bleibt auch dem Helden genügend Zeit, um sich zu sammeln und sich klar bewusst zu werden, für wen und wofür er streitet. Die Wirkung der Gebete muss man ins Auge fassen, um ihre Bedeutung zu erkennen. Sie spannen die erlahmende Kraft immer wieder an, sie erwecken glühende Begeisterung und treiben zu übermenschlicher Anstrengung, um die gewaltigen Hindernisse zu besiegen.

So gerüstet, ist Wilhelm fähig, den Bekehrungsversuchen und lockenden Versprechungen des scheinbar weit überlegenen Gegners zu widerstehen. Weil Muhammed mächtiger ist als der Christengott, soll der Graf den letzteren verlassen und fortan zu jenem beten. Dieser Vorschlag wird aber mit Entrüstung zurückgewiesen, weil die Voraussetzung falsch ist, denn der Christengott ist mächtiger und wird es, wenn er will, beweisen. Auch gehört Wilhelm der erlauchten Familie des Aymeri de Narbonne an, der mit allen seinen Kindern den Heiden Todfeindschaft gelobt hat. Der Riese ist wütend und will den frechen Gegner züchtigen, aber trotz der Beschimpfung wiederholt er den Bekehrungsversuch, indem er den Wert der Sakramente herabsetzt. „Es ist thöricht," sagte er, „dass du an den glaubst, der keine Macht hat. Gott wohnt im Himmel, die Erde aber gehört Muhammed. Die Messe, die Sakramente und die Ehe haben keinen Wert und sind ungiltig. Euer Glaube ist thöricht und unsinnig." — Aber diese Worte erschüttern nicht die Überzeugung des Christen. „Schurke," rief er, „dich treffe Gottes Zorn! Er wird, wenn er will, deinen Glauben vernichten. Wohl war Muhammed ein Prophet des allmächtigen Gottes und kam auf die Welt, um seinen Namen zu verkündigen. In Mekka trat er auf, aber er berauschte sich und schliesslich frassen ihn die Schweine. Wer an ihn glaubt, ist ein Thor!" — Trotz dieser Beleidigungen bietet ihm Corsolt noch einmal Ehre und reiches Gut, wenn er sich bekehrt, denn er achtet die ruhmreiche Familie und möchte sie nicht gerne ausrotten. Der Graf aber weist jeden Ausgleich zurück und rüstet sich zum Kampf. Er springt, ohne die Steigbügel zu benutzen, in den Sattel, ergreift Schild und Lanze und will vorwärts stürmen. Sein kühner Mut, sein Gottvertrauen und seine Entschlossenheit haben aber auf den Riesen einen tiefen Eindruck gemacht, sein Selbstvertrauen ist erschüttert, und in seinem Innern ist er sogar zu einem Vergleiche bereit. vs. 872. sq.

Diese Bekehrungsversuche des Corsolt zeigen uns die erste Entwickelungsstufe des Gegensatzes, die Überlegenheit des Heidentums, das die Gefahr am liebsten ohne Kampf durch die Bekehrung beseitigen möchte. Der Christ aber weist das Anerbieten zurück und nimmt in festem Gottvertrauen den ungleichen Kampf auf Tod und Leben an. Wilhelm macht keinen Bekehrungsversuch, und es wäre lächerlich, wenn er es jetzt thun würde. Erst nachdem er die überlegene Macht seines Gottes bewiesen hat, bekehrt er mit dem Schwerte in der Faust.

Neben den himmlischen stehen aber auch irdische Interessen auf dem Spiele, denn Corsolt bestreitet auch Wilhelms Anrecht auf das römische Erbe.

---

1) l. c. p. 7.

vs. 878. sq. Die Gründe des Heiden hatte schon Galafre dem Papste auseinandergesetzt. vs. 462. sq. Er beansprucht Rom als Erbe der Heiden, das ihnen von Romulus bis auf Julius Cäsar gehört hatte. Das römische Kaisertum und der Christengott haben dieses Erbe widerrechtlich an sich gerissen und sollen es herausgeben; aber Wilhelm kämpft als Stellvertreter Gottes und seines Kaisers, dem Rom und das ganze Römerland bis zu den Grenzen Arabiens gehören. Der heilige Petrus bewacht die Pforte im Himmel und der Papst an seiner Stelle hier auf Erden.[1]) Auch die Berechtigung der Erbansprüche wird also zurückgewiesen. Gott und dem Kaiser gehört das ganze römische Reich.

Wohl hatte Wilhelms Benehmen tiefen Eindruck auf Corsolt gemacht, aber sein Uebermut ist noch lange nicht erschüttert. Breitspurig stellt er sich hin und bietet höhnend dem Gegner die ungedeckte Brust zum Stosse, denn er will sehen, was solch ein kleiner Wicht vermag. Diese Überhebung kennzeichnet wiederum das Verhältnis der Kräfte im Anfange des Kampfes.[2]) — Man hält es für unnötig, sich gegen einen solchen Gegner zu verteidigen. Schon vorher hatte Corsolt befohlen, man solle das Mittagessen bereiten, denn er werde in wenigen Augenblicken mit dem Gegner fertig sein! Aber die Sache wird für ihn immer ernster, und es rächt sich bitter, dass er den Gegner unterschätzt. Wilhelms von der Begeisterung gelenkte Faust stösst dem Riesen die Lanze durch die Brust und zum zweiten Male durch den Rücken, so dass jedesmal die Lanzenspitze auf der entgegengesetzten Seite hinaustritt; aber diese Wunden, die jeden andern Sterblichen getötet hätten, schaden dem Riesen nicht. Er bedauert jedoch seinen Leichsinn; Angst und Furcht ergreifen sein Herz, so dass er fast ohnmächtig zusammengebrochen wäre. Doch er rafft sich empor, und nun muss der Graf seine Treue gegen Gott mit seinem Blute besiegeln. Die Lanze des Riesen streift seinen Rücken, und der Wurfspeer, der den Schild zertrümmert, verwundet ihn leicht an der Seite. In seiner Herzensangst wendet sich Wilhelm an Gott. Wiederum ist es die ganze Schöpfungs- und Heilsgeschichte, die er sich im Geiste vorführt; aber der Hauptgedanke ist, dass der Platz im Himmelreich durch ein Leben im Dienste Gottes auf dieser Welt erkauft wird, dass die ewige Seligkeit der Lohn des Gottesstreiters ist. Gott wird demjenigen Gnade erweisen, der ihm recht gedient hat. Und er hat schon auf Erden gezeigt, dass er seine Diener nicht verlässt! So setzte er den h. Petrus als Haupt der Kirche in Rom ein, er bekehrte den h. Paulus, er rettete Jonas aus dem Bauche des Walfisches, er züchtigte den Schurken Symon und erschien im feurigen Busche dem Moses. Gott muss beweisen, dass das alles wahr ist, indem er ihm hilft. Es wird ein persönliches Eingreifen Gottes erwartet. (Ich erinnere an Chlodwigs Verhalten in der Schlacht bei Soissons.) Trotzdem wird die Lage des Grafen immer bedrohlicher, denn ein Schwerthieb des Gegners schlägt ihm die Nasenspitze ab und tötet sein Streitross. Wohl zerspringt dabei das Schwert des Heiden, aber es gelingt dem Gottesstreiter nicht, den Riesen zu verwunden, denn sein Schwert Joieuse zerschneidet wohl das Panzerhemde, gleitet aber machtlos von der Brünne ab. In ihrer Herzensangst beten der Papst und die Römer und bitten den h. Petrus um Beistand und Rettung. Doch noch immer bleibt die Hilfe aus. Mit aufgesperrtem Rachen und schäumend vor Wut springt Corsolt vorwärts, seine Keule zerschmettert den Schild und streift den Helm mit solcher Wucht, dass Wilhelm fast die Besinnung verliert. Er wäre verloren gewesen, wenn ihn nicht Gott und die heilige Jungfrau beschützt hätten.

1083. Ja mais par lui ne fust Rome aquitee,
Se Deus ne fust et la vierge onoree.

Man halte diese Worte nicht für eine Phrase; der Dichter ist wirklich von der persönlichen Teilnahme Gottes an dem Kampfe überzeugt. Der Kampf ist aber nicht mehr so ungleich wie am Anfange. Der Riese ist tödlich verwundet, und der Blutverlust hat seine

---

1) cf. Die drei Potenzen im Briefe des Alkuin. Ranke V. 2. p. 180.
2) Der Kampf Luthers gegen die römische Kirche ladet zu einem Vergleich ein.

Kraft bedeutend geschwächt; Wilhelm aber ist nur sehr leicht verwundet. Der Heide hat ferner alle seine Waffen eingebüsst. Das Schwert ist in seiner Faust zersprungen, die beiden Wurfspeere und vor allen Dingen die wuchtige Keule sind wirkungslos seiner Hand entflogen, so dass er bei dem letzten Nahkampfe allein auf die Kraft seiner Arme angewiesen ist. Seine Erregung hat sich zur blinden Wut gesteigert. Und ihm gegenüber steht in voller Rüstung, kaum verwundet, der ruhige Gegner, welcher kaltblütig jede günstige Gelegenheit ausnützt und dem Feinde sogar das Streitross lässt, obwohl er durch dessen Vernichtung den Kampf abkürzen könnte. Wie das Christentum trotz aller Verfolgungen und Bedrückungen ruhig auf seiner Siegesbahn vorwärts schritt, so verfolgt auch Wilhelm sein Ziel trotz der Leiden und Qualen, die er ertragen muss. Endlich vergisst Corsolt alle Vorsicht, er beugt sich vom Pferde herab, um Wilhelm in den Sattel zu heben und als Spielzeug mit in das Lager zu nehmen. Dadurch bietet er endlich dem Grafen die günstige Gelegenheit zum tödlichen Streiche. Wie der Blitz fährt Joiuese nieder, zerschmettert den Helm und spaltet dem Riesen den Schädel. Die schwere Rüstung führt das völlige Verderben herbei, denn sie verhindert den betäubten Heiden sich aufzurichten. Mit einem zweiten Streiche schlägt ihm Wilhelm das Haupt ab. Damit ist der Kampf entschieden! Der Christengott hat durch seinen Kämpen bewiesen, dass er der stärkere ist und dass das römische Erbe dem Kaiser gehört. Wilhelm erbeutet aber auch das Erbe des Besiegten: Rüstzeug, Waffen und Pferd werden sein Eigentum. Der Zwerg legt die Rüstung des Riesen an, und obwohl sie ihm zu gross ist, vermag er sie doch zu tragen. Man hat gemeint, der Dichter habe hier auf die Lachmuskeln seiner Zuhörer wirken wollen, aber das war gewiss nicht seine Absicht. Die Fähigkeit, die Rüstung zu tragen, ist ihm nur ein Mass für die Steigerung der Kraft. Der Zwerg ist gewachsen, er hat den Unglauben, nicht den Ungläubigen, besiegt;[1]) sein Streitross ist die gewonnene Menschheit, die er lenkt und leitet und fortan in seinen Dienst spannt.

Belebt wird der Kampf durch die Gebete der Römer und des Papstes, durch welche Gott und der h. Petrus als Mitstreiter herbeigerufen werden. 902. sq. 937. sq. 1060. sq. 1085 sq. Es ist nicht ein gewöhnlicher Zweikampf zwischen zwei Personen, sondern es handelt sich für die Kirche um Sein oder Nichtsein. Wenn Corsolt siegt, hört auch jeder Gottesdienst auf:

1062. „Sainz Pere, sire, secor ton champion,
„Se il i muert male iert la retraçon;
„En ton mostier, por tant que nos vivons,
„N'avra mais dite ne messe ne leçon!“

und ebenso:

1086. Dist l'apostoiles: „Que fais tu or, sainz Pere?
„Se il i muert, c'iert male destinee;
„En ton mostier n'iert mais messe chantee,
„Tant com ge vif ne que j'aie duree.“

Der Papst spricht hier allerdings nur von sich, aber seine Worte haben allgemeine Bedeutung, denn, wenn Corsolt siegt, wird er ausführen, was er gedroht hat: Gott kann er nicht verfolgen, aber er wird sich hier auf Erden an seinen Dienern rächen; mehr als 30 000 von denen, die sich haben taufen lassen, hat er erschlagen, verbrannt oder ertränken lassen. Da er mit Gott selber nicht Krieg führen kann, wird er keinen seiner Diener hier auf Erden in Frieden lassen, denn kein Friede ist zwischen ihm und Gott möglich; ihm gehört die Erde, dem Christengotte der Himmel. Wenn er Rom einnimmt, wird er alles, was Gott gehört, vernichten; den Priestern wird er das Fell über die Ohren ziehen und den Papst auf glühenden Kohlen braten lassen, bis die Asche in die Glut sinkt! cf. 529. sq. — Mit Feuer und Schwert will er also das Christentum ausrotten, und deshalb haben Gott und der h. Petrus allen Grund thatkräftig einzugreifen, denn sonst hat ihre Herrschaft hier auf Erden ihr Ende erreicht. Auffallend ist die Gleichgiltigkeit

1) Cf. Saltzmann l. c. p. 7.

der Heiden, die als stumme Zuschauer figurieren und einfach zugestehen, dass der Christengott der stärkere ist, weil sein Kämpe gesiegt hat. 1189. sq.

Gegen alle Erwartung kehrt Wilhelm als Sieger zurück und giebt sich selber den Ehrennamen für die Wunde, die er im Kampfe erhalten hatte. Wie der Tod Christi am Kreuze trotz seiner entehrenden Schmach in den Augen seiner Gegner bald in den Augen der Gläubigen ein Reinigungsopfer der Menschheit, eine That der edelsten Hingebung wurde; wie das Kreuz dann selber ein Ruhmeszeichen wurde, das alle, die den Heiland lieben, auf sich nehmen und ihm nachtragen, so wurden in der Folge auch die entehrenden Wunden, welche die ersten Christen für ihren Glauben erlitten, durch die dankbare Nachwelt geheiligt: die Zeichen der Schmach und Schande wurden im Glaubenslichte verklärt, und über das Hässliche und Unschöne ergoss sich verhüllend und verdeckend der Glorienschein der Treue im Dienste des Heilands. Das Blut, das aus den Wunden der Märtyrer tropfte, setzte die Welt in Brand, denn es weckte die religiöse Begeisterung, die, immer weiter um sich greifend, die ganze Menschheit erfasste, mit ihrer Glut erfüllte und reinigte. Das Schandmal wurde zum rühmlichen Ehrenzeichen, der Verbrecher zum heiligen Märtyrer. Deshalb scheint mir die von mir aufgestellte Behauptung,[1]) dass Wilhelms geschändete Nase nichts weiter als ein poetisches Bild jener Zeit der tiefsten Schmach und Schande des Christentums ist, nicht so unwahrscheinlich, besonders wenn man zugiebt, dass in Corsolt und Wilhelm sich nicht Personen, sondern Christentum und Heidentum zum Kampf auf Tod und Leben gegenüberstehen. Es ist gewiss nutzlos, nach einem Individuum zu suchen, dem einmal zufällig die Nasenspitze abgeschlagen wurde! Befremden könnte es, dass erst der Franke dieses Ehrenmal trägt, aber es ist zu berücksichtigen, dass der Dichter den ganzen Verlauf des Kampfes darstellen wollte und dass die römische Kirche gegen das germanische Heidentum noch einmal fast denselben Kampf durchkämpfen musste, den sie geführt hatte, um im römischen Reiche festen Fuss zu fassen. Gregor von Tours unterscheidet das Martyrium unter den römischen Kaisern von dem Martyrium unter den germanischen Barbaren und nennt Constantin und Clodwig als die Männer, welche den Leiden der Kirche ein Ziel setzten! Erst durch den festen Anschluss an die Franken gelang es der Kirche endgiltig zu siegen, so dass dieses Volk in der Geschichte der Träger des christlichen Gedankens, das auserwählte Werkzeug der göttlichen Gnade wurde, durch welches das Reich Gottes hier auf Erden fest begründet und erweitert wurde.

C. Die Bekehrung des Galafre.

Nachdem sich die Machtlosigkeit seiner Götter im Kampfe gezeigt hat, erkennt Galafre die Überlegenheit des Christengottes an:

1191. Dist a ses omes: „Or ai ge trop perdu,
„Quant par cel ome est Corsolz confonduz
„Li Deus qu'il creient doit bien estre creuz!“

ebenso:

1323. sq. A. „Li deus quil servent doit molt estre proisie
„Qui si lor fait trestous lor desirriers!“

Er verlässt seine Götter, weil sie machtlos sind:

1282. „Que Mahomet ne me puet plus aidier!“
Cf. B. 1282. „Mahom renoie quil est vilains et lasniers,
„Car ne me puet secore ne aidier.“

An Stelle des früheren Übermuts ist Furcht und Achtung getreten, er wagt es nicht mehr zu kämpfen, sondern sucht sein Heil in der Flucht. Aber Wilhelm verfolgt die Fliehenden, holt sie ein, und ein furchtbarer Kampf entbrennt. Es ist ein Schlachten, nicht

1) l. c. p. 9.

eine Schlacht! Endlich greift Galafre den Grafen Wilhelm an, aber nun haben wir bereits keinen Unterschied der Kräfte, ebenbürtig stehen sich die beiden Gegner gegenüber. Was der Heide an Kraft und Ausdehnung verloren hat, hat der Christ gewonnen. Doch auch jetzt noch wäre Wilhelm im Nachteil, wenn ihm Gott und der h. Petrus nicht beistehen würden. 1235. sq. Wilhelms wuchtiger Hieb wirft endlich den Heidenkönig aus dem Sattel, und schon will er ihn töten, als Gott persönlich eingreift und Galafre rettet. Cf. 1246. sq. Gott will nicht den Tod des Ungläubigen, sondern seine Bekehrung, denn dadurch wird sein Reich hier auf Erden erweitert. Graf Wilhelm nimmt das Anerbieten an und schickt den Gefangenen in die Stadt. Als die Heiden nun sahen, dass ihr König gefangen war, flohen sie auf ihre Schiffe. Nun verlangt Wilhelm von Galahre die Befreiung der Gefangenen, aber der Heide erklärt, indem er bereits bei dem Kreuze schwört, das die Pilger verehren, er werde sein Versprechen nicht eher erfüllen, als bis er getauft sei. Cf. 1277. sq. Diese Forderung erklärt sich leicht, wenn wir an das Schicksal des Rainouard denken. Die Kirche steht dem jungen Heiden feindlich gegenüber, sie möchte am liebsten den Ungläubigen mit dem Unglauben ausrotten. Durch ruhmvolle Thaten muss sich Rainoaurd erst die Achtung seiner neuen Freunde gewinnen, bevor man ihm die Taufe zu teil werden lässt. Ebenso erkauft sich Galafre durch die Vorteile, die er den Christen bietet, die Anerkennung als gleichberechtigtes Menschenkind. Es ist doch gewiss nicht leicht, denjenigen als Bruder zu begrüssen, den man noch soeben einen treulosen Schuft und Schurken genannt hat. Das weiss Galafre sehr wohl, und deshalb benutzt er die günstige Gelegenheit. Die Nebeneinanderstellung zweier Personen, von denen die eine ihre Überzeugung durch den Tod besiegelt, die andre aber sich bekehrt, finden wir auch in der Bataille. Rainouard erschlägt Valegrape und die meisten seiner älteren Brüder, aber er bekehrt den jungen Bauduc, der mit dem jüngeren Geschlecht erscheint, um sich taufen zu lassen. Im Couronnement ist dieser Gedanke nicht so fein durchgeführt, aber der Dichter verfolgt dasselbe Ziel. Galafre übergiebt seine Kinder dem Papste als Geiseln, sie gehören dem Sieger; schliesslich bekehrt er sich selber. In den folgenden Chansons hält das ältere Geschlecht an seinem Hasse fest, erst das jüngere bekehrt sich. Im Couronnement ist die Bekehrung weiter nichts als die Anerkennung der Überlegenheit des Christengottes; jedes tiefere Eingehen auf das seelische Empfinden und die inneren Konflikte, die das Herz der Bekehrten zerreissen mussten, wird vermieden.

Um die gefangenen Christen zu retten, wendet Galafre eine seltsame Kriegslist an, denn er wird scheinbar ein Märtyrer seines alten Glaubens. Man zieht ihm die Kleider vom Leibe, bestreicht seine Glieder mit dem Blute eines Hundes und setzt ihn so besudelt auf ein Lasttier. Seine Unterthanen halten den Schein für Wahrheit und liefern die Gefangenen aus, welche in der Gefangenschaft das wahre Martyrium für ihren Glauben erlitten hatten; denn man hat sie geschlagen und gepeinigt, so dass Antlitz, Schultern und Leib die blutigen Wunden, welche ihnen der Glaubenshass schlug, zeigen. Es sind 30000 Mann, welche so die Freiheit gewinnen. Was für eine Flotte wäre nötig gewesen, um sie zu beherbergen! Es scheint, dass der Dichter nicht ohne Absicht das Schein-Martyrium dem wahren Martyrium gegenüber gestellt hat, denn mit dem Siege Wilhelms ist das Verhältnis der beiden Religionen zu einander ein ganz anderes geworden. So lange das Heidentum die Oberhand hatte, war der christliche Geist gefesselt und wurde, wo er sich zeigte, grausam unterdrückt. In der Bataille werden die sieben Neffen Wilhelms in der ersten Schlacht gefangen genommen, und nun fristen sie mit verbundenen Augen, an Händen und Füssen gefesselt, in der Dunkelheit des Kerkers mühsam ihr Dasein, bis endlich Rainouard sie befreit. Die Bekehrung also giebt dem im Reiche des Gegners gebundenen und gefesselten Geist die Freiheit und gewinnt so unvermutet im Feindeslande kampfbereite Genossen. Mit dem Siege des Christentums beginnt aber die Zeit der Leiden für das Heidentum. Hätte sich Galafre nicht bekehrt, so wäre er schimpflich gestorben; in den Augen seiner Unterthanen erleidet er jedoch das wahre Martyrium, denn sonst hätten sie seine Befehle nicht ausgeführt. Es ist möglich,

dass der Dichter die veränderte Stellung der beiden Religionen so hat andeuten wollen. Das weitere Verhältnis des Galafre zu den Seinigen wird nicht ausgeführt. Es wird uns nicht mitgeteilt, ob die Heiden an Land kamen, um ihren König zu holen, und ob sie in den gelegten Hinterhalt fielen. Für den Dichter haben sie jedes Interesse verloren, sie verschwinden spurlos von der Bildfläche. Rom ist in seinen Augen die Felsenburg, in die sich der christliche Gedanke geflüchtet hatte; nachdem aber der ungleiche Kampf zu Gunsten des Christentums entschieden ist, ist auch die Herrschaft des Heidentums hier auf Erden vorüber. Der Ungläubige muss sich bekehren, oder er wird vernichtet und muss nun selber die Qualen erleiden, die er früher seinen Glaubensfeinden auferlegte. Der Unglaube aber muss fliehen und zieht sich in das Reich seines Gottes unter dem Firmament, in die Hölle, zurück. Dem Christengott gehört fortan die Erde und auf derselben die Menschheit.

D. Der historische Hintergrund.

Sind die Heiden der Chanson nun Sarazenen, oder tragen sie nur den Namen? Das Glaubensbekenntnis des Corsolt zeigt, dass dem Streite die biblische Anschauung über den Gegensatz zwischen Christentum und Heidentum zu Grunde gelegt ist: Die Ausstossung des Teufels aus dem Himmel und sein Kampf gegen die Kinder Gottes auf Erden. Der Gott des Corsolt wohnt unter dem Firmament, in der Hölle, und zwischen ihm und dem Christengott herrscht Todfeindschaft, die auf der Erde ausgefochten wird. Die Verzichtleistung auf den Himmel zeigt uns, dass der Gegensatz ganz allgemein gedacht ist; Himmel und Hölle stehen einander gegenüber und streiten sich um die Menschheit. Es wird zugegeben, dass Muhammed ein Prophet Gottes war, der auf die Welt kam, um Gottes Namen zu verkünden; aber es wird dann behauptet, dass er sich berauschte und dass ihn schliesslich die Schweine frassen. Das bedeutet doch offenbar, dass seine Lehre die Speise der Unreinen, der Heiden, wurde. Er brachte nach christlicher Auffassung nicht eine neue Religion in die Welt, sondern er vertritt nur eine besondere Richtung des Heidentums, er ist in gleicher Weise der Feind des Christengottes wie jeder andere Heide. Durch ihn ist das Verhältnis zwischen Himmel und Hölle nicht verändert. — Im Gegensatz zur Lehre Muhammeds haben wir es ferner im Couronnement mit mehreren Göttern zu thun, wenn auch zugegeben werden muss, dass Muhammed der mächtigste ist. Neben ihm werden Berzebut, Cahu und Noiron als Höllenfürsten und Götter der Heiden erwähnt. Berzebut ist jener biblische Béelzebut oder Béelzébub. Noiron ist der römische Kaiser Nero, der erbitterte Feind des heiligen Petrus. Für Cahu habe ich früher eine Ableitung von Caïphas vorgeschlagen,[1]) es ist aber wohl empfehlenswerter, dieses Wort auf ar. chalîfa, chalîpha zu chalafa = nachfolgen zurückzuführen, denn dieser Titel bezeichnet die Herrscher der Sarazenen als Nachfolger und Stellvertreter Muhammeds. Wir ersehen aber aus dieser Zusammenstellung, dass diese Gottheiten nicht etwa einer besonderen Religion angehören, sondern dass der Dichter alle Feinde des Christentums zusammenstellt. Der Kampf wird nicht gegen den Muhammedanismus allein, sondern gegen das Heidentum in seiner Gesamtheit geführt, und es muss betont werden, dass der Muhammedanismus der letzte, aber keineswegs der gefährlichste Gegner der Kirche war.

Der Ort der Handlung ist ferner Rom als Mittelpunkt der in ihrer Existenz bedrohten Kirche. Die Einfälle der Sarazenen haben nun zwar die Kirche beunruhigt, aber sie brachten sie niemals in ernste Lebensgefahr, denn sie waren eine sehr drohende, aber doch nur vorübergehende Erscheinung. In wirkliche Gefahr wäre die Kirche erst getreten, wenn die Sarazenen das feste Bollwerk im Frankenland zertrümmert hätten. Die Chanson aber zeigt uns diese Gefahr nicht in weiter Ferne, sondern in nächster Nähe, und es handelt sich nicht um das Schicksal einer Stadt, sondern um Sein oder Nichtsein der Kirche. Viel gewaltiger war der Kampf, den die Kirche gegen das germanische Heidentum zu führen hatte, denn die Wogen

---

1) l. c. p. 16.

der Völkerwanderung, welche sich über das römische Reich dahinwälzten, zerstörten zunächst alle Erfolge, welche die christliche Kirche kaum im römischen Reiche errungen hatte. Es trat ein wüstes Chaos ein, das durch die Wirkung jener drei von Alkuin erwähnten Potenzen erst wieder geordnet wurde. Das germanische Heidentum nahm als Fortsetzung des römischen wieder sein Erbe in Besitz, das der Christengott sich unrechtmässig angeeignet hatte. In dieser angstvollen Zeit erhebt sich die römische Kirche wie ein Fels im Meere, der, obwohl er dauernd dem Anprall der brandenden Wogen ausgesetzt war, ihnen doch widerstand; von diesem Mittelpunkte aus vollzog sich noch einmal die Eroberung des Abendlandes, und sie gelang durch den festen Bund der Kirche mit den Franken. Als Wilhelm nach Rom kam, hatte er einen schweren Traum:

Vs. 288. Si cuens se dort, qui molt par fu lassez.
Sonja un songe dont molt fu esfreez:
Devers Rossie vint uns feus embrasez,
Qui esprenoit Rome de trestoz lez;
Uns veltres vint corant tot abrivez;
Des altres est partiz et desevrez;
Guillelmes est soz un arbre ramé,
De cele beste esteit tot esfreez;
Quar de sa poe li dona un cop tel
Tot le feseit envers terre cliner.
Li cuens s'esveille, si se commande a Deu.
Onques mais songes ne fu si averez,
Quar Sarrazin esplitierent d'aler.

Das gewaltige Feuermeer, das sich gegen Rom heranwälzt, kommt von Norden, von Roussie, und nicht von Süden. Das germanische Heidentum war für die Kirche eine viel grössere Gefahr als der Muhammedanismus. Während Karl der Grosse den heidnischen Sachsen das Christentum mit Feuer und Schwert predigte, trat er zu dem Kalifen Harun al-Raschid schon in ein gewisses Freundschaftsverhältnis.[1]) Die im Abendlande fortschreitende Bekehrung entfernte dann den Gegensatz zwischen heidnischen und christlichen Germanen immer mehr, so dass schliesslich die Muhammedaner dem Dichter die einzigen Repräsentanten des Heidentums blieben. Diesem Umstande ist dann auch die Verlegung des Schauplatzes von Rom nach dem südlichen Frankreich in allen folgenden Epen zuzuschreiben. Im Couronnement aber haben wir es sicherlich mit dem germanischen Heidentum zu thun, und diese Ansicht wird auch durch die germanischen Namen der beiden Hauptpersonen unterstützt, denn Galafre ist = ahd Walahfrid und Corsolt oder Corbault wahrscheinlich = ahd Curzipold.[2])

Genannt werden ausserdem die Könige Tenebrez, Cremuz und Champion, der Neffe des Galafre. Diese drei Namen sind aber offenbar romanische Bildungen, so dass sich also in den Namen aller Heidenkönige auch nicht die geringste Beziehung zu den Sarazenen nachweisen lässt.

Von grosser Bedeutung ist nach meiner Meinung[3]) schliesslich die schwarze Farbe des Corsolt, denn die Verfinsterung des Menschenleibes durch den Unglauben und seine Verklärung durch den Glauben knüpft direkt an die germanische Mythologie und die Götterdämmerung an. Raummangel verbietet mir, noch einmal auf diese Frage einzugehen. Doch will ich hier noch anführen, was Gregor von Clodwigs Taufe sagt: „Er ging, ein neuer Constantin, zum Taufbade hin, sich rein zu waschen von dem alten Aussatz und sich von den schmutzigen Flecken, die er von Alters her gehabt, in frischem Wasser zu reinigen!“[4]) Es findet also durch die Taufe

1) Ranke V. 2. p. 201. 19.
2) cf. Förstemann. Altdeutsches Namenbuch. Nordhausen 1856.
3) l. c. p. 15. sq.
4) Giesebrecht: Geschichtsschreiber der deutchen Vorzeit. 2. Aufl. VIII. p. 91.

eine Wiedergeburt und Verklärung des verfinsterten und befleckten Leibes statt, wie ich es bei Rainouard nachzuweisen versucht habe.

Nach meiner Meinung sind also die Sarazenen der Chanson nichts weiter als Vertreter des gesamten Heidentums, soweit es der Feind der aufstrebenden Kirche war. Die wichtigste Periode aber war der Kampf gegen das germanische Heidentum, welches zur Zeit der Völkerwanderung das römische Reich überschwemmte und das bisher errichtete Gebäude bis in seine Grundfesten erschütterte. Unvermutet aber fand die Kirche im Lager der Feinde neue Bundesgenossen durch die Bekehrung, welche den mächtigsten aller jener Stämme, die Franken, in ihren Dienst stellte und durch sie den entscheidenden Sieg herbeiführte. Die Notlage der Kirche, ihr verzweifeltes Ringen mit dem übermächtigen Gegner und ihr Sieg durch den festen Anschluss an die Franken haben in diesem Teile der Chanson ihren poetischen Niederschlag gefunden.

Es fragt sich nun, ist die Pilgerfahrt Wilhelms notwendig, oder ist sie wirklich nur eine überflüssige, später hinzugefügte Episode? Darüber belehrt uns die Geschichte. Die Berührung der Franken mit Rom und der römischen Kirche ist bei weitem das wichtigste Ereignis für das Schicksal und die Entwickelung dieses Volksstammes, welcher dadurch aus dem Dunkel der germanischen Wälder und dem engen Rahmen der Heimat hinaus auf die Weltbühne trat und jene dritte von Alkuin erwähnte Potenz wurde, welche berufen war, die Neugestaltung der Verhältnisse des Abendlandes herbeizuführen. Nachdem das abendländische Kaisertum dem Anprall der germanischen Völkerwanderung erlegen war, war es eine Zeitlang fraglich, ob nicht auch das kaum erblühte Christentum im Keime erstickt werden würde. In dem nun folgenden Kampfe sind der Hof von Konstantinopel (das römische Kaisertum), der Papst und die Franken die bewegenden Kräfte. Der Papst tritt in Beziehung und Gegensatz zu dem Hofe von Constantinopel, löst aber schliesslich eigenmächtig das auf einer Tradition von Jahrhunderten beruhende Verhältnis, weil er eine thatkräftigere Unterstützung braucht, und erwählt sich ebenso eigenmächtig einen neuen Oberherrn aus dem Volke der Franken. Bis zu diesem Zeitpunkte aber sind die Franken die Vasallen der römischen Kaiser, in deren Auftrag sie die Ruhe im Abendlande wieder herstellen; erst am Schlusse der Kulturepoche stellen sie sich ebenbürtig neben das alte römische Kaisertum, indem sich Karl für seine Verdienste um die Kirche die Krone aufs Haupt setzt. Der Schutz der Kirche war die Pflicht des römischen Kaisertums; diese Verpflichtung übernahmen die Franken zunächst als Stellvertreter, und auf dieser Entwickelungsstufe befinden wir uns im Couronnement. Es ist aber auch zu erwägen, dass die Übernahme der Stellvertretung der kaiserlichen Macht sich zu einer Zeit vollzog, wo die Exekutive der königlichen Macht bei den Franken in der Hand der Hausmeier lag, während der König als Symbol des Volksglaubens ruhmlos im Jnnern des Palastes dahinsiechte. — Die Pilgerfahrt nach Rom ist demnach auch in der Sage ein notwendiges Ereignis, denn die Stellvertretung Gottes und des heiligen Petrus ist eine der vornehmsten Pflichten des Kaisertums, die es aber infolge seiner inneren Ohnmacht nicht erfüllen konnte. Die Lage der Kirche, die Stellung des Papstes und sein Verhältnis zu dem Franken Wilhelm fordern gebieterisch, dass man den historischen Hintergrund in einer früheren Zeit sucht als bisher; es scheint ganz ausgeschlossen, dass sich die Sage nach dem doppelten Treubruch der Karolinger gebildet hat, ja, man kann behaupten, wie ich schon einmal gesagt habe, dass die Geschichte Pippins und Karls des Grossen sich wie eine Fortsetzung der Chanson liest.

Unterstützt wird meine Ansicht, wenn wir die beiden Prosabearbeitungen des Couronnement prüfen, denn in ihnen zeigt sich der Einfluss der Geschichte in ganz auffallender Weise. Auf einen genauen Vergleich muss ich leider verzichten, da mir nur die Auszüge von Gautier[1]) und Langlois[2]) vorliegen.

1) Léon Gautier. l. c. IV. p. 343.
2) Langlois. l. c. p. XC.



Im Ms. d. l'Arsenal 3351. befiehlt der Papst dem Grafen Wilhelm nach Rom zu kommen, um Corsolt zu besiegen, und er führt die Wünsche des Priesters aus. Dieser erlaubt ihm, nach Frankreich zurückzukehren, um Ludwig zu helfen. Der junge König wendet sich nicht an Wilhelm, sondern an den Papst, der ihm mit Bann und Interdikt zu Hilfe kommen soll. Der Papst kann schneller helfen als irgend ein anderer Mensch. Wilhelm trägt ihm den Sachverhalt vor und sagt schliesslich: „Sie werden ihm sein Erbe nehmen, wenn Du und Gott nicht für ihn eintreten!" — Der Papst sagt sich, dass Wilhelm nach Karls Tode das Schwert der Christenheit, der Pfeiler der katholischen Kirche, der Verteidiger des Gesetzes Jesu Christi, der Schirmherr, der Arm und Erhalter der Kirche ist, und er beschliesst, seine Bitte zu erfüllen. Er giebt ihm seine Legaten mit, die mit Bann und Interdikt gegen die Treulosen vorgehen sollen. Wilhelm verlangt für den wichtigen Dienst, den er geleistet hat, nichts weiter, als den Segen des Papstes, gewiss ein einfaches Linsengericht für so schwere Arbeit. Im Parlamente erscheint er als der Abgesandte des Papstes. Wohl spaltet er dem Verräter den Schädel, auf die Anwesenden scheint aber die Botschaft des Papstes, dass er jeden exkommunizieren werde, der sich dem rechtmässigen Könige widersetze, tieferen Eindruck zu machen.

Auch in der zweiten Prosabearbeitung Ms. de la Bibliothèqne Nationale 1497. ist die Bedeutung des Papstes viel mehr in den Vordergrund gestellt. Er lässt in allen Landen einen Kämpen suchen und findet ihn endlich in Wilhelm. Er wendet sich nicht an Karl, denn dessen Macht nimmt ab. In dieser Prosabearbeitung wird nun der Kampf Wilhelms gegen Corbault ausführlich erzählt. Corbault fordert den Papst auf, er möge sich vor Muhammed demütigen und sich seinen Gesetzen unterwerfen, dann werde er ihn ehren und ihm die Herrschaft über alle Kalifen geben. Wilhelm weist den Becher, den ihm der Riese bei der Begrüssung reichen lässt, verächtlich zurück, weil er mit einem Feinde nicht aus einem Becher trinken will. Der Papst begrüsst freudig den Gottesstreiter und erteilt ihm seinen Segen. **Der heilige Petrus ist vollständig durch den Papst bei Seite geschoben.** Der Wortstreit der beiden Kämpen ist im Verhältnis zur Chanson ungemein verflacht. Es ist ein gewöhnlicher Zweikampf, der uns da vorgeführt wird; von der Machtfrage der Götter, von dem Werte der Sakramente und dem römischen Erbe ist garnicht mehr die Rede. „Ich bin hierhergeschickt", sagt Wilhelm, „um Dich zu besiegen und Dir das Leben zu nehmen, um Dir das Haupt abzuschlagen und es auf der Spitze meiner Lanze nach Narbonne zu bringen. Jch liebe die jugendfrische Arable und will von Deiner Schwester Matrosne nichts wissen!" — Diese Schwester hatte ihm Corbault angeboten. — (Ebenso weist Rainouard eine Ehe mit der hässlichen, übelriechenden Flohart zurück.[1]) — Corbault wird besiegt und die Heiden ziehen ab. Da erscheint der Abt von St. Denis in Rom bei dem heiligen Vater, um dessen Rat einzuholen, denn er soll den Streit über die Königswahl entscheiden. Wilhelm erhält die Erlaubniss, diejenigen zu exkommunizieren, welche sich der Wahl Ludwigs widersetzen u. s. w.

Diese beiden Prosabearbeitungen spiegeln, wie dieser flüchtige Auszug lehrt, eine ganz andere Kulturepoche wieder, als die Chanson, denn es ist eine vollständige Verschiebung der Kräfte eingetreten. Das Königtum hat seinen Vorrang eingebüsst und an das Papsttum abgetreten: an Stelle des römischen Reiches, dessen Mittelpunkt der Kaiser war, ist das christliche Weltreich mit dem Papst als Mittelpunkt getreten. Der Papst ist jetzt der irdische Vertreter Gottes auf Erden und entscheidet über die Thronfolge der Könige. Wilhelm ist zu einer Nebenfigur herabgedrückt. In der Chanson ist er der kommende Mann, der zunächst die Stellvertretung seines Kaisers und Gottes übernimmt und als solcher auch seinen angemessenen Lohn beansprucht; nun ist er weiter nichts als der gehorsame Diener des Papstes, welcher die Erfolge der Arbeit des Grafen kaltblütig für sich in Anspruch nimmt. Das Ms. de l'Arsenal übergeht sogar den Kampf mit Corbault vollständig. Das Papsttum, in der Chanson noch eine unfertige, werdende Kraft, hat in den Prosabe-

1) cf. Jonckbloet. vs. 6291. B. 212. c.

arbeitungen bereits den Höhepunkt seiner Machtstellung durch die Stellvertretung Gottes erreicht! — Léon Gautier[1]) hat diese Verschiedenheit der Machtstellung des Papstes zwar bemerkt, aber er schenkt ihr weiter keine Beachtung.

Es scheint mir aber durchaus nicht wahrscheinlich, diese Verschiedenheit, wie Langlois vorschlägt, auf eine ursprünglich andere Redaktion der Sage zurückzuführen. Es zeigt sich vielmehr, wie sich die Sage dem fortschreitenden Bedürfnis anzupassen sucht, wie sie sich bemüht, ein Spiegelbild ihrer Zeit zu sein. Darin aber, dass der Verfasser dasselbe Kleid benutzt, das für eine andere Zeit und für ganz andere Verhältnisse zugeschnitten war, zeigt sich die Armut und der Niedergang der Sage. Der Dichter zeigt uns dieselben Figuren, aber in ganz anderer Gruppierung: im Mittelpunkt des Gemäldes stehen nicht mehr der König und als sein Stellvertreter Wilhelm, sondern der Papst, und dementsprechend hat das innere geistige Leben der handelnden Personen eine vollständige Umwälzung erlitten. Die Stellung des Papstes verlangt für die Prosabearbeitungen einen viel späteren historischen Hintergrund! —

E. Wilhelms Lohn.

Wilhelm hatte der Kirche einen ungemein wichtigen Dienst geleistet, und der Papst will ihn infolgedessen dauernd an sich fesseln. Der Graf soll die Tochter des Gaifier heiraten und mit ihr die eine Hälfte des römischen Reiches, nach dem Tode des Gaifier aber das ganze Reich erhalten. Die Ehe ist nun, wie ich schon früher nachzuweisen versucht habe,[2]) ein poetisches Mittel, um dauernde Verhältnisse zu bezeichnen. Ludwig vermählt sich mit Blanchefleur, der Treue in der Brust des Vasallen; der Christ Wilhelm erwirbt die Liebe der Heidenkönigin Orable; der Heide Rainouard gewinnt die schöne Aaliz zum Weibe. Alle diese Ehen zeigen uns, wie Gegensätze durch eine innige Vereinigung der wirkenden Kräfte gelöst werden, wie nicht Vernichtung, sondern Versöhnung das Ergebnis des Kampfes ist. Durch die Vermählung würde nun Wilhelm sein eigenes Interesse allerdings fördern, aber er würde das Interesse seines Königs schädigen, denn er würde nicht mehr sein Diener, sondern sein Nebenbuhler sein; er könnte, wie er im Charrois selber sagt, gegen seinen eignen Herrn Krieg führen. Aber er darf ohne die Erlaubnis seines Königs gar nicht in andre Dienste treten, denn er ist als Vasall nicht selbständig. Mit Recht sagt Ludwig im Charrois[3]):

Vs. 107. „Sire Guillaume, dist li rois Looys,
„Il n'a nul home en trestot cest païs;
„Gaifier, né autre, né li rois d'Apolis,
„Qui de mes homes osast un seul tenir
„Trusqu'à un an, qu'il n'en fust mort ou pris,
„Ou de la terre fors chaciez en essil!“

Und zu der Eroberung von Nîmes, Orange u. s. w. lässt er sich erst die Belehnung durch Ludwig verleihen, obwohl dieser gar kein Anrecht auf diese Länder hat. — Für Ludwig hatte er Rom erkämpft, folglich kann er es nicht für sich beanspruchen; auch hier zeigt sich seine interesselose Treue. Eine gewisse Abschwächung dieser Treue ist aber doch wahrnehmbar, denn er folgt nicht mehr allein seinem Herzen, sondern er fragt den Papst um Rat. Und dieser erkennt bereitwillig das Vorrecht des Königtums an. „Wer Rat begehrt, dem soll man ihn geben!“ sagte der Papst. „Ich gebe Dir den Rat, Ludwig, unsern Herrn, zu unterstützen, denn es wäre sehr schade, wenn man ihn enterbte!“ —[4]) Die höchste Pflicht ist also nach seiner Meinung die Treue gegen den König. —

1) Ep. fr. IV. p. 345.
2) l. c. p. 6.
3) Jonckbloet. l. c. II. vs. 107.
4) cf. vs. 1405. sq.

Der Papst will nun die Bewachung Roms dem bekehrten Heiden Galafre anvertrauen erregt aber dadurch nur Wilhelms Zorn:

1421. Respont li cuens: „De folie parlez.
„De traïson ne fui onques retez:
„D'or en avant m'en dei ge bien guarder!"

Die Absicht des Papstes, einem andern die Bewachung Roms anzuvertrauen, erscheint ihm also als Verrat, fortan ist der Franke der berufene Wächter Roms, denn er hat dieses Vorrecht im Kampfe gegen Corsolt für seinen Kaiser erstritten.[1]) Es ist ein erobertes Land und als solches zur Heeresfolge und zur Tributzahlung verpflichtet. Tausend Römer folgen ihm deshalb nach Frankreich, und 30 mit Gold und Silber beladene Saumtiere führt er als Lohn mit sich. Die Römer gehören fortan zu seinem Gefolge, vs. 1515, sie bilden seine Hauptmacht, vs. 1520. 1580. sq. und mit seiner Beute sorgt er später für die Ausrüstung zu der zweiten Romfahrt. 2254. sq. Die treulosen Römer endlich, die in seiner Abwesenheit dem Gui gehuldigt hatten, ergeben sich und flehen ihn um Gnade. Für sich selber gewinnt Wilhelm also gar keine Vorteile; er nimmt nur die Interessen seines Kaisers wahr; aber sein Wert steigt in den Augen der Kirche. Der Kampf für die Kirche ist jedoch in seiner Wertschätzung durchaus nicht das höchste Ziel; sobald er erfährt, dass seinem König Gefahr droht, erwacht die Treue in ganzer Stärke wieder in seinem Herzen; vergessen sind alle Vorteile, die ihm Rom bietet, vergessen ist die holde Maid, die ihm verlangend die Arme entgegenstreckt, und er fliegt mit raschen Adlerschwingen über die Berge nach der Heimat, um sich wütend auf die Natternbrut zu stürzen, die mit ihrem Gifthauch den Thron umlagert.

Fassen wir noch einmal kurz das Ergebnis zusammen: **Es scheint unmöglich, dass Wilhelms Kampf gegen Corsolt eine Episode ist,** welche dem historischen Kampfe des Gaifier mit den Sarazenen später hinzugefügt wurde; mit diesem geschichtlichen Ereignis haben die Vorgänge in der Chanson gar keinen Zusammenhang. Das zweite Lied ist vielmehr ein notwendiger Teil der Chanson und steht durch den Gedanken der Stellvertretung mit dem ersten Liede in engem Zusammenhange, denn Wilhelm übernimmt die Stellvertretung Gottes und des h. Petrus als eine Pflicht, die sein König leisten müsste. Der historische Hintergrund ist nicht in der Geschichte von Individuen, sondern in der Geschichte des Volkes zu suchen. Der Dichter zeigt uns, wie die Franken durch die Berührung mit Rom die Weltbühne betreten und, indem sie den Sieg der römischen Kirche über das Heidentum herbeiführten, Anspruch auf das römische Erbe gewannen. Der Kampf wird nicht dauernd gegen die Ungläubigen, sondern zuletzt gegen den Unglauben geführt und endigt mit der Bekehrung der Ungläubigen. Das Papsttum ist eine werdende Macht; es rettet die Kirche aus den Stürmen der Völkerwanderung durch festen Anschluss an die Franken und erkennt während desselben bereitwillig die Oberhoheit des römischen Kaisertums an. Wir sehen im Couronnement jene drei von Alkuin erwähnten Potenzen in Aktion treten, aber auf einer früheren Stufe ihrer Entwickelung.[2])

III. Stellvertretung des Königs in der Heimat.

A. Züchtigung des Verrates.

Karls Befürchtungen in betreff der Pilgerfahrt Wilhelms waren wohl begründet, denn die Abwesenheit des Grafen bringt Ludwig an den Rand des Verderbens. Nach des greisen Kaisers Tode erwachen die alten Zweifel über die Würdigkeit des Thronerben. Ludwig

---

1) cf. Ranke V. 2. p. 167. Karl bezeichnet sich als König und Regierer der Franken durch die Gnade Gottes, als Verteidiger und demütigen Gehilfen der Kirche. — p. 177. er will immer Verteidiger der Kirche sein.

2) Ranke. V. 2. p. 180.

ist geblieben, was er war, ein unfähiges Kind, und das bleibt er auch fortan in der Sage. Es handelt sich um das Allgemeinwohl, der hohe Adel und die Geistlichkeit treten zusammen und kommen überein, dass der Würde die Würdigkeit entsprechen muss:

1818 „Bien sereit France perdue a cel guarçon:
Ja ne valdra Looïs un boton!"

Sie sind der Meinung, dass die Rückkehr zum Wahlkönigreich notwendig ist und wollen dem Normannen Acelin die Krone geben. Aber ihre Ansicht wird nicht von dem Volke geteilt, in dessen Seele die Treue zum angestammten Herrscherhause so feste Wurzeln geschlagen hat, dass sie alle andern Interessen besiegt. Den treulosen Edelleuten und Geistlichen stehen in unwandelbarer Treue der Bettler, Wilhelms Verwandte, der Pförtner und der einfache Mönch gegenüber, sie werden die Bundesgenossen des Grafen in dem folgenden Kampfe. Diese Gegenüberstellung, welche von der Kritik bisher ganz übersehen ist, ist offenbar eine bewusste, denn sie zeigt uns, dass die Untreue nicht allgemein ist, dass dem einfachen Volke seine Ideale höher stehen als seine Interessen, dass die Treue gegen den König ihm eine heilige Pflicht ist. Und diese Treue wird reich belohnt, die Untreue aber schwer gezüchtigt. Der Bettler wird reich beschenkt, der Pförtner erhält den Ritterschlag, und dem Mönche wird die Erziehung und Bewachung des jungen Königs anvertraut. Alle diese Personen haben typischen Charakter, sie representieren nicht Individuen, sondern Stände und in ihrer Gesamtheit däs Volk.

Zum zweiten Male demütigt sicht das Königtum vor dem Vasallen. Ludwig fällt vor Wilhelm auf die Kniee, um ihm hilfeflehend die Füsse zu küssen; dieser aber bemerkt wiederum nicht die Ohnmacht des Königtums, er empfindet vielmehr diese Demütigung als eine Schmach und tadelt denjenigen, der Ludwig dazu veranlasst hat:

1743. Ot le Guillelmes, sel corut embracier,
Par les dous flanz le lieve senz targier:
„En nom Deu, enfes, cil m'a mal engeigniè
„Qui te rova a venir a mon piè,
„Quar sor toz omes dei ge ton cors aidier!"

Die Dienste, die er leistet, sind ihm ein zwingendes Gebot der Pflicht.

Das Strafgericht, das er nun über die Geistlichen abhält, zeigt uns einmal die Rücksichtslosigkeit des absoluten Prinzips, dann aber auch die unbedingte Unterordnung der Kirche unter das Königtum. Für ihre Untreue werden alle diese Erzbischöfe, Bischöfe und Äbte ohne Rücksicht auf ihre hohe Würde wie gemeine Verbrecher erbarmungslos gezüchtigt und zum Tempel hinausgepeitscht, weil sie ihrem angestammten Könige die Treue gebrochen haben.

1776. Qui traïson vuelt faire a seignorage
Il est bien dreiz que il i ait damage.

Zu dem Mönch, dem Wilhelm später den jungen König anvertraut, sagt er drohend:

1986. „Mon dreit seignor ne voldrai sol laissier:
„Guardez le bien; s'il vait esbaneier,
„Qu'il maint o lui al meins cent chevaliers,
„Que par l'apostre que requierent palmier,
„Se ge oeie novele al repairier
„Que Looïs i eüst encombrier,
„Totes voz ordenes n'i avreient mestier
„Ne vo feïsse toz les membres trenchier!" —

Und der Mönch verspricht ihm, er werde den jungen König sorgfältiger behüten und bewahren als selbst den Leib des Herrn:

1994. A. „Mielz iert guardez, dist l'abes, par mon chief,
Que ne sera li cors sainz del mostier!"

Das Königtum ist dem Dichter also das allerheiligste Symbol, heiliger selbst als die kirchlichen.

Die Züchtigung Acelins ist eigentlich nur eine breiter ausgeführte Darstellung der Bestrafung Hernauts bei der Krönung. Diese Scene muss sieh wiederholen, denn die Ohnmacht und Schwäche des Königtums muss immer wieder zur Untreue herausfordern; wir haben es aber nicht mehr mit einer einzelnen Erscheinung, sondern mit dauernden Zuständen zu thun; an die Stelle des treulosen Verräters ist die Familie der Verräter getreten, der lignage Aymeri 1462, 1542. steht die lignage Alori gegenüber. 1499. Gegen die Untreue führt die Treue einen dauernden Kampf, zwischen beiden herrscht Todfeindschaft, und Wilhelm, der das übersieht, muss bitter dafür leiden. Es liegt kein Grund vor anzunehmen, dass die Gestalt des Acelin historisch ist; es ist vielmehr wahrscheinlich, dass auch sie wie alle andern typisch ist. Wilhelm und Acelin erstreben beide dasselbe Ziel, die Wiederherstellung der Ruhe und Ordnung, die infolge der Schwäche des jungen Königs verloren gegangen sind; dieser aber will als Lohn für seine Arbeit sich auch die Krone aufs Haupt setzen, und jener thut seine Pflicht, ohne dass er den geringsten Lohn beansprucht. Der eine hat die Wertlosigkeit des Symbols erkannt und will es zertrümmern, der andere sieht wohl die Ohnmacht, aber sein Glauben an die Heiligkeit des Symbols ist unerschüttert. Dass der Dichter die Normannen als Verräter wählte, ist gewiss eine Anerkennung dieses Volkes, welches nach den Franken auf die Gestaltung des Abendlandes grossen Einfluss hatte und gewissermassen ein bedeutender Nebenbuhler wurde. Sie verdanken nach meiner Meinung ihre Einführung demselben Umstande wie die Sarazenen, dem Bedürfnis einer späteren Zeit, den Volkscharakter in bekannten Gegensatz zu einem andern zu setzen.

Acelin wird für seine Treulosigkeit ebenso hart gezüchtigt wie vorher die Mönche! Wilhelm zerschmettert ihm mit einem Pfahle den Schädel, denn das Schwert würde durch das Blut eines solchen ehrlosen Schurken geschändet werden. Auch sein Vater Richard der Rote erhält eine harte Strafe, aber Wilhelm lässt sich gegen seine Ueberzeugung überreden, mit dem mächtigen Fürsten Frieden zu schliessen, obwohl er sich sagen muss, dass mit der Familie des Verräters kein dauernder Friede möglich ist. So ist der junge König wieder anerkannt, und Wilhelm vertraut ihn dem Kloster an, während er aufbricht, um die Anerkennung der kaiserlichen Macht in ganzen Lande zu erzwingen. Diese Erziehung im Kloster, fern von den Bühne des Lebens, musste das Königtum immer unfähiger machen, im Leben zu wirken. Es wäre gewiss richtiger gewesen, wenn Wilhelm den schwachen Königssohn mit sich genommen hätte, um seine Kraft in den Kämpfen für das Volkswohl erstarken zu lassen; das aber liegt nicht in der Absicht des Dichters, welcher die Schwäche als einen dauernden Zustand hinstellen will, aus dem es keine Rettung mehr giebt. Er zeigt uns die völlige Erschlaffung des römischen Kaisertums und die beiden Kräfte, Kirche und Franken, die berufen waren, eine Neugestaltung der Ordnung herbeizuführen!

Der Dichter hat nun mit Absicht zwischen das erste und dritte Lied die Pilgerfahrt gelegt, um die einzelne Erscheinung sich zu einem dauerndem Zustand fortentwickeln zu lassen. Wenn nun der Dichter des Charrois zuerst die Pilgerfahrt, dann die Krönung, den Verrat des Arneïs (Hernaut) und sofort den Verrat des Acelin berichtet, so ist das eine durchaus willkürliche Abänderung, die der planmässigen Anordnung der Chanson sehr widerspricht. Der Romfahrt muss die Einsetzung der Stellvertretung vorangehen und zwischen dem ersten und dritten Lied muss ein längerer Zeitraum liegen. Der Dichter des Charrois legt dagegen zwischen die beiden Romfahrten alle Kämpfe, die Wilhelm in der Heimat für das Königtum übernimmt und zu Ende führt; er thut das ferner in einer so verworrenen Weise, dass man ihm eher Unkenntnis des Couronnement vorwerfen, als an das Vorhandensein einer andern Redaktion glauben kann.

In der Prosabearbeituug des Ms. de la Bib. Nat. 1497 ist der innere Zusammenhang zwischen der Romfahrt und den politischen Ereignissen in Frankreich ganz zerrissen, denn



Wilhelm ist nicht mehr der Stellvertreter des Kaisers und Gottes, sondern ein gehorsamer Diener des Papstes. Während in der Chanson das Papsttum seine Errettung und Wiederherstellung dem Stellvertreter des Kaisers verdankt, verdankt in der Prosadarstellung das Kaisertum dem Papsttum sein Fortbestehen. Das sind so schwere Gegensätze, dass sie nicht auf eine andere Redaktion, sondern nur auf absichtliche Änderung der Sage zurückgeführt werden müssen.

Dasselbe gilt von der Prosabearbeitung des Ms. de l'Ars. 3351, in der Wilhelms Bedeutung zu Gunsten des Papstes ganz herabgedrückt ist. Der Kampf mit Corsolt wird nur nebenbei erwähnt, und in den folgenden Ereignissen macht sich das politische Übergewicht des Papstes in einer Weise breit, die ganz dem Geiste der Chanson widerspricht.

B. Verlängerung der Stellvertretung.

Durch den Tod des Acelin war die drohende Streitfrage für den Augenblick wiederum zu Gunsten des Königtums entschieden worden, es war aber noch notwendig, der Krone auch die allgemeine Anerkennung zu erkämpfen. Der junge König kann sich nicht wie der hungrige Löwe erheben, um die Verräter zu zerreissen, und deshalb wird die Verlängerung der Stellvertretung notwendig. Nach der Krönung hatte Wilhelm dem jungen König geschworen, er werde seine Rechte verteidigen, wenn es notwendig sein sollte. Der Versuch, nach des grossen Vaters Tode selbständig die Regierung zu leiten, war kläglich misslungen, und deshalb legt der junge König die exekutive Gewalt drei Jahre lang ganz in die Hände des Vasallen. Die Absicht des Dichters, diese Stellvertretung allmählig zu einer dauernden zu machen, tritt immer bestimmter hervor; unmerklich lässt er die ganze königliche Macht in die Hand des Vasallen gleiten. Das Königtum ist nicht mehr fähig, die schweren Pflichten des Berufs zu erfüllen; das ganze Reich befindet sich in wilder Empörung der Glieder gegen das Haupt; es fehlt der straffe Wille, der dem Ganzen die notwendige Einheit giebt; alles steht auf dem Spiele. Da stellt sich freiwillig, ohne Anspruch auf Lohn, dem Königtum eine Kraft zur Verfügung, welche es übernimmt, die Ruhe und Ordnung wiederherzustellen. Während dieser Vertretung opfert Wilhelm seine eigenen Interessen ganz dem Königtume! Nie denkt er an sich, nicht einmal an das Heil seiner Seele! Selbst an den Tagen, die sonst dem Dienste Gottes geweiht sind: am Weihnachtstage, am Osterfeste, am Tage aller Heiligen, stets finden wir ihn im Sattel im Dienste seines königlichen Herrn. Die Dienstmannstreue ist stärker, als die Sorge um das Heil seiner Seele. Wie Parzival vernachlässigt er seine Pflichten gegen Gott; im weltlichen Rittertum befangen, ringt er nach Ruhm und Anerkennung, aber nicht für sich, sondern für seinen König.

Um nun dem Helden die Aufgabe zu erschweren, hat der Dichter eine Reihe von Hindernissen aufgestellt, die der Graf zu überwinden hat. Wilhelm züchtigt die Verräter in Poitou, besiegt Amaronde in Bordeaux und Dagobert in Cartage; er nimmt endlich Julien von St. Gile in Anadore gefangen und zwingt sie alle zur Anerkennung der königlichen Macht. Dann durchzieht er noch das nördliche Frankreich, die Bretagne und die Normandie, und kehrt, nachdem er Richard den Roten gefangen genommen hat, nach Orléans zurück, um die Zügel der Regierung des unterworfenen Landes wieder zurück in die Hände des königlichen Kindes zu legen.

Langlois mutmasst in jedem einzelnen dieser Ereignisse Reste alter Lieder. (p. LXXV.) Bis diese Lieder aber aufgefunden werden, wage ich ihre Existenz ganz entschieden zu bestreiten. Es ist möglich, dass der Dichter auf bestimmte historische Ereignisse hinweist, aber es ist wahrscheinlicher, dass diese Ereignisse der Sage ihren Ursprung der Phantasie des Dichters verdanken, dass sie weiter nichts sind als Hindernisse, die der Dichter in freier Erfindung seinem Helden in den Weg legt; 2429. sagt er, dass er schon 24 Mal für Ludwig eingetreten ist. Bordeaux, Cartage und Anadore bezeichnen ferner den Süden, Poitou den Westen, die Bretagne und Normandie den Norden des Reiches, und Wilhelm kommt von Osten aus Rom; es ist deshalb nicht unmöglich, dass diese Ortsangaben weiter nichts sagen, als dass

der Graf das Reich von Osten nach Westen, von Süden nach Norden durchzog und überall die Anerkennung der königlichen Macht erzwang.

Richard der Rote, der zum feigen Meuchelmorde seine Zuflucht nimmt, weil er den Rechtssinn des Volkes fürchtet, ist zum letzten Repräsentanten der Familie des Alori geworden, welche den offenen Kampf aufgiebt und zur List greift. Diese ganze Familie musste unschädlich gemacht werden, der Herd der Untreue musste zerstört werden, um die Ruhe dauernd wiederherzustellen. Es ist der dritte Versuch der Untreue gegen das Königtum, denn, wenn er sich zunächst auch nur gegen Wilhelm richtet, so ist sein letztes Ziel die Krone. Er unterscheidet sich von den früheren Anschlägen durch die **Verwerflichkeit der Mittel** und zeigt uns die schwierige Aufgabe unseres Helden, der nicht blos im offenen Kampfe gegen übermächtige Feinde zu ringen hat, sondern auch die giftige Natternbrut zertreten muss, welche hinterlistig im Verborgenen lauert, um den treuen Verfechter der Rechte des Königs im günstigen Augenblick zu vernichten. Es ist aber dem Grafen nicht möglich, den Geist der Untreue mit Stumpf und Stiel auszurotten, denn Richard wird nicht getötet, sondern nur eingekerkert. Das Fortleben in der Dunkelheit des Kerkers ist in den Chansons überall ein Mittel um die Gebundenheit einer Kraft anzudeuten. Im Kerker gewinnt Wilhelm die Liebe der Orable, und in der Bataille verbleiben die 7 Neffen des Wilhelm, die einzigen Überlebenden, in der Gewalt der Heiden und werden erst durch Rainouard befreit. Eine Kraft, die nicht zerstört werden kann, wird gebunden und gefesselt, so lange der Gegner die Übermacht hat, sie wird wieder frei, sobald letzterer unterliegt.

Mit der Fesselung der Untreue hatte Wilhelm seine Aufgabe gelöst; er legt die Zügel der Regierung zurück in die Hände Ludwigs und will sich zurückziehen, um sich seinen eigenen Interessen zu widmen und sich ganz dem Genusse eines behaglichen Lebens hinzugeben. Die Sehnsucht darnach hatte ihn schon während des Kampfes ergriffen vs. 2039, nun will er endlich ausruhen vom Kampfe, jagen im Walde und fischen im See:

2222. Or se cuida Guillelmes reposer,
Vivre de bois et en riviere aler;
Mais ce n'iert ja tant com puisse durer.

Der Dichter nimmt also an, dass Wilhelm die Stellvertretung für kurze Zeit niederlegt, und es ist für das Verständnis der Chanson notwendig, zu erkennen, dass die Vertretung nicht von Anfang an dauernd ist, dass vielmehr stets eine Zeit eintritt, während der das Königtum selbständig die Regierung leitet. Das erbliche Königtum hat noch in keiner Weise die absolute Wilkür eingebüsst, nur in der Not schreit es nach dem Stellvertreter. Nominell ruht die ganze exekutive Gewalt in der Hand des Königs. Die Boten der Tochter des Gaifier suchen Ludwig auf, und wenn sie sich auch an Wilhelm wenden, so empfindet doch zunächst der König die moralische Verpflichtung ihr zu helfen und sein Recht auf das römische Erbe zu verteidigen; aber er ist sich seiner Schwäche bewusst, weinend und klagend sieht er sich nach dem Stellvertreter um, und Wilhelm, der sich so nach Ruhe sehnte, ist sofort bereit, in den neuen schweren Kampf für seinen König einzutreten. Zum zweiten Male führt uns der Dichter aus dem engen Rahmen der Heimat hinaus auf die Weltbühne.

C. Der historische Hintergrund.

Langlois[1]) und seine Vorgänger, die für die Vorgänge der Sage durchaus einen bestimmten historischen Hintergrund haben wollten, gehen, ohne die Gegenüberstellung von Volk und Adel, von höherer und niederer Geistlichkeit, von der Familie der Treue und der Untreue zu beachten, die sie zum teil wohl für überflüssige, der Laune der Dichter entstammende

1) Langlois p. L. II. Léon Gautier IV. p. 84 und 335 sq.

Episoden halten, von dem normännischen Ursprung des Acelin aus und behaupten, der historische Hintergrund des dritten Liedes sei die Zeit der letzten Karolinger und ihrer Kämpfe gegen die übermütigen Vasallen; in dem Könige glauben sie Ludwig IV. d'Outremer zu erkennen, und der Wilhelm der Sage verdankt seine Entstehung der gemeinsamen Thätigkeit mehrerer Helden, die vorübergehend für das Karolingische Haus eintraten; man nennt Guillaume Tête d' Etoupes, Guillaume Fièrebrace und vielleicht Guillaume de Montreuil. In Richard dem Roten glaubt man den Grafen von Paris, Hugo den Grossen, zu erkennen.

Wenn das wahr wäre, müsste man annehmen, dass der Dichter seiner Zeit eine derbe Lektion erteilen wollte, dass er Tugenden besang, die niemand besass. Denn in jener Zeit der Interessenpolitik sucht man die wahre Treue vergebens, alles rüttelt daran, und bald konnte Hugo Capet auch die Krone an sich reissen. Der von der Chanson gefürchtete Augenblick ist schon sehr nahe gerückt, die Unfähigkeit des Thronerben, die sich in der Chanson zum ersten Male bemerkbar macht, ist in der Geschichte bereits eine dauernde Erscheinung und hat sich für das Allgemeinwohl so verderblich gezeigt, dass die Sorge um das Allgemeinwohl und der Ehrgeiz des einzelnen die Treue fast ganz erstickt haben. Aber wo ist in jener Zeit die Kraft, die für das Königtum eintrat und seine absolute Willkür wieder herstellte? Nahmen die Dichter von ihren Helden nur die Namen und das Äussere, und hauchten sie einen ganz neuen Geist in ihre erstorbene Seelen? Männer, die aus Eigennutz und vielleicht aus Hass gegen Hugo den Grossen handelten, sollen das Vorbild der Sage sein? Das scheint ganz undenkbar! Seine interessenlose Treue hebt ihn hoch über jene Männer empor, sodass ein Vergleich ganz unmöglich ist. **Auch fehlt jener Zeit der in der Chanson hervortretende innige Zusammenhang mit Rom und der Weltbühne.** Hugo Capet macht keinen Anspruch auf die Kaiserkrone. Der Treubruch wiederholt sich wohl, aber das neue Geschlecht verdankt seine Erfolge nicht den Diensten, die es der Kirche leistete, sondern politischen Kombinationen der engeren Heimat. Wie grossartig ist dagegen der die ganze Weltpolitik umfassende Wirkungskreis in der Chanson! Die Machtstellung des Königtums und seine Stellvertretung durch Wilhelm weisen vielmehr auf eine Zeit hin, die vor dem Treubruch der Karolinger liegt! Wohl hat Wilhelm der Kirche grosse Dienste geleistet, aber er hat noch nicht mit ihr zum Nachteile des Königtums jenen Bund geschlossen, der ihn später berechtigte, das wertlose Symbol zu zertrümmern. Er sowohl wie die Kirche erkennen freiwillig seine Heiligkeit an und fühlen sich verpflichtet, sich für dasselbe aufzuopfern, aber nicht aus Eigennutz, sondern aus Liebe. Die Vorgänger Pipins und Karls in ihrer edlen Hingabe für die Merowinger sind vielleicht die Vorbilder, die in Wilhelm ihre von aller menschlichen Schwäche befreite, zum Ideal gesteigerte Einheit erhalten haben, fruchtbarer aber erscheint es mir, wie schon gesagt wurde ihn als das in seiner Einheit gedachte fränkische Volk mit seinen Beziehungen zum römischen Kaisertum, dessen ununterbrochene Fortsetzung das fränkische ist, zu fassen, **kurz als die dritte Potenz, die sich so machtvoll neben Kaiser und Papst erhob.** Der Dichter knüpft nicht an bestimmte Thatsachen an, sondern an die Volksgeschichte und zeigt uns die immer notwendiger werdende Forderung der Stellvertretung. Die handelnden Personen zeigen in diesem Liede einen besonders auffallenden typischen Charakter.

IV. Ludwigs Krönung zum Kaiser von Rom.

A. Inhaltsangabe.

Die Botschaft, welche Ludwig aus Rom erhält, zeigt uns eine gewaltsame Veränderung der Verhältnisse: Gaifier, Galafre und der Papst sind tot; hilfslos und verlassen steht Gaifiers Tochter da; wohl bewerben sich viele um ihre Hand, aber sie weist alle Bewerber zurück, denn nur dem Grafen Wilhelm will sie Herz und Hand schenken:

2231. „Merci, frans cuens, por Deu de magesté."
„De la pucele vos a petit membré
„Cui vos avez voz convenz afiez.
„Morz est Guaifiers de Police li ber;
„Assez la quierent conte, demaine et per,
„Altre que vos ne vuelt s'amor doner.
„Por altre essoigne somes meü assez:
„Morz est Galafres, li gentilz amirez,
„Que voz feïstes baptisier et lever,
„Et l'apostoiles est a sa fin alez.
„Gui d'Alemagne a ses oz assemblez;
„Pris a de Rome les maistres fermetez.
„Toz li païs est a dolor tornez,
„Gentilz om sire, se vos nel secorez!"

Gaifiers Tochter ist also der Mittelpunkt, um den sich die Handlung des vierten Liedes dreht. Ein Papst ist gar nicht vorhanden; er wird, wie wir sehen werden, erst nach dem Siege eingesetzt. Gui ist doch gewiss als einer der Bewerber zu betrachten, die Gaifiers Tochter zurückweist. In seiner Ohnmacht jammert Ludwig wieder nach dem Stellvertreter, so dass Wilhelm sein geringes Vertrauen tadelt. Er ist sofort bereit, mit dem Könige nach Rom zu ziehen, um dessen Rechte zu verteidigen. Immer steht das Königtum als die zum Handeln verpflichtete Person im Vordergrund, doch seine Ohnmacht verlangt immer wieder gebieterisch die Stellvertretung. Mit einem Heere von 50000 Mann, welches der Graf mit Hilfe seiner in Italien gewonnenen Schätze ausrüstet, fliegen sie über die Alpen. Rom ist aber im Besitze des Gui, und sie müssen vor den Thoren ein Lager aufschlagen. Während nun Wilhelm auszieht, um zu fouragieren, wird das Lager von den Römern überfallen, und Ludwig kommt in ernste Lebensgefahr. Seine Ohnmacht und Schwäche, sein Unvermögen, selbständig zu handeln, tritt grell hervor; ohne Wilhelm gleicht er dem schwachen Rohre, das jeder Windstoss gefährdet. Als der Graf den Lärm hört, errät er die Gefahr und legt den Feinden einen Hinterhalt. Es gelingt ihm so, ihre ganze Streitmacht zu vernichten und ihren Führer, den das Charrois Othon nennt, gefangen zu nehmen.[1]) **Die Feinde sind Römer:** 2289. 2306. 2338. 2337. sq. **und Unterthanen des Gui:** 2289. 2355. 2626. sq. Nach dieser Niederlage fordert Gui den König oder dessen Stellvertreter zum Zweikampfe heraus. Man vermisst nun bei dem Streite ganz das religiöse Element, das im Kampfe gegen Corsolt eine so grosse Rolle spielte, denn Gui ist Christ: 2532. sq. 2562. sq. Der Streit ist rein politisch, denn es handelt sich allein um den Besitz von Rom. Wenn Ludwig siegt, darf ihm niemand mehr sein Anrecht streitig machen; wird er besiegt, dann muss er auf Rom verzichten und sich mit der fränkischen Krone begnügen. Der Erbstreit wiederholt sich also, nicht der Glaubensstreit, und Gui beansprucht das Erbe nicht als Eigentum seiner Vorfahren, sondern als herrenloses Gut, das dem Stärksten gehört. Ebenso wiederholt sich der Streit um die Krone, es handelt sich aber nicht um die fränkische Königskrone, sondern um die römische Kaiserkrone. Ludwig erhält diese Herausforderung in Wilhelms Abwesenheit, und als sich niemand bereit erklärt, für ihn einzutreten, vergiesst er in seiner Ohnmacht bittre Thränen. Da erscheint Wilhelm! Der weinende König erregt seinen Zorn, denn weshalb schenkt er ihm so wenig Vertrauen? Schon 24 Mal ist der edle Graf für ihn eingetreten, und er wird es auch diesmal thun. Wohl möchte der jüngre Bertrand gerne den Kampf übernehmen, aber Wilhelm weisst seine Bitte zurück, denn er hat das erste Anrecht auf die Stellvertretung des Königs.[2]) — Beide Gegner rüsten sich nun zum Kampfe. Rüstung, Waffen und Streitross

1) Jonckbloet. II. 214.
2) cf. Ranke. V. 2. p. 167. 177. **Karls Anspruch auf die Stellvertretung.**

sind bei beiden von gleichem Wert und gleicher Schönheit; beide springen im Gefühle ihrer Kraft in den Sattel, ohne den Steigbügel zu berühren, es sind ebenbürtige Gegner. Aber Wilhelms Name allein genügt, um das Selbstvertrauen des Gui zu erschüttern. Der Vorschlag des letzteren, das Erbe zu teilen, scheitert an der unerschütterlichen Treue des Grafen, er will den Anspruch seines Königs auf das römische Erbe mit dem Schwerte in der Faust noch einmal beweisen. Der Zusammenstoss war schrecklich! Die Lanzen zersplitterten, die Schilde erkrachten, die Streitrosse stürzten, und beide Ritter rollten in den Sand. Aber schnell sprangen sie auf und griffen nach den Schwertern. Wilhelms erster Hieb glitt an dem Helme ab und schälte ein mächtiges Stück Fleisch von dem Schenkel des Gegners ab; auch Guis Schwertstreich war furchtbar, aber Gott beschützte unsern Helden, so dass er nicht verwundet wurde 2595. Da fuhr Joieuse, Wilhelms Schwert, zum zweiten Male sausend nieder, traf die Schulter, durchschnitt das Panzerhemde und drang tief in die Brust, so dass Gui lautlos zusammenbrach. Wilhelm stürzte die Leiche in den Tiber, und sie versank für immer in den Fluten. Gross war die Freude im Lager, als der Sieger zurückkehrte, denn man hatte sehr für ihn gefürchtet. Dass Ross Clivevent schenkte er seinem Neffen Bertrand für seinen Mut am Morgen.

In grosser Sorge aber waren die Römer, denn sie fürchteten den Zorn ihres rechtmässigen Herren. Um ihn zu versöhnen, öffneten sie freiwillig die Thore und trugen ihm den heiligen Leib des Herrn entgegen. Wilhelm führte nun Ludwig in die Stadt, bat ihn, auf dem Thronsessel Platz zu nehmen, setzte ihm die römische Kaiserkrone aufs Haupt und liess die Römer Treue schwören. Der Papst wird gar nicht erwähnt. Dem Schreiber oder Nachdichter von C. ist das aufgefallen, und deshalb fügt er hinzu, dass auf Wilhelms Rat Milon d'Aiglent als neuer Papst eingesetzt wurde.[1]) Dem jungen Kaiser übergab Wilhelm so das ganze Reich, nachdem er Ruhe und Ordnung wieder hergestellt hatte.

Ganz unrichtig ist demnach die Inhaltsangabe, welche Langlois giebt:[2]) „Die Deutschen unter Gui belagern Rom; der Papst bittet die Franken um Hilfe. Nach dem Siege Wilhelms über Gui ergreifen die Deutschen die Flucht!" — Denn Gui ist Eigentümer von Rom, und die Römer sind seine Unterthanen; nicht der Papst, sondern Gaifiers Tochter bittet Ludwig um Hilfe; von einer Flucht der Deutschen ist garnicht die Rede. — Ebensowenig berechtigt erscheint die Behauptung Léon Gautiers:[3]) „So ist der Sieg Wilhelms über Gui der Ausdruck der Kämpfe der deutschen Kaiser gegen das Papsttum, der so viele Jahrhunderte gedauert hat!" — Denn ein Papst existiert in der Chanson garnicht, und wenn wir die Angabe C. 2691 gelten lassen, wird durch Wilhelm die Erneuerung des römischen Kaisertums und der päpstlichen Gewalt herbeigeführt. Langlois nimmt nun den Gedanken Gautiers auf und behauptet, dass im Couronnement zwei ursprünglich verschiedene Lieder zusammengezogen sind: Der Kampf gegen Gui und gegen Othon. Das Charrois ändert nämlich die Reihenfolge der Kämpfe und berichtet den Kampf gegen Othon zuletzt. Ich habe schon zu beweisen versucht, dass die ganze Anordnung im Charrois ungemein willkürlich ist und geringes Verständnis für die Ideenfolge des Couronnement aufweist. Langlois hält es aber für augenscheinlich, dass der Kampf gegen Othon sich auf eine Hilfsleistung bezieht, die dem Papsttum von den Franken während der langen Regierung Ottos I. geleistet wurde. Worauf diese Ähnlichkeit beruht, wird nur durch den Gleichklang der Namen bewiesen, und es wird ganz übersehen, dass es sich nicht um irgend eine Hilfsleistung der Franken, sondern um einen Erbstreit, um den Besitz von Rom handelt, dass Wilhelm nicht für den Papst, sondern für sich und seinen König arbeitet. In dem Charrois

1) cf. Langlois p. 169.
2) p. LIX.
3) Ep. fr. IV. p. 89.

ist ferner von einem Kaiser Othon garnicht die Rede, diesen Titel legt ihm Langlois bei. Es ist auch zu beachten, dass zur Zeit Otto I. der Anspruch der Franken auf das römische Erbe bereits erloschen war; die Deutschen erhoben damals diesen Anspruch, und ihre Gegner waren nicht die Franken, sondern die Römer und die Päpste.

Die Niederlage Ludwigs gegen Othon findet vielmehr ihre genügende Erklärung in dem Bedürfnis des Dichters, die Ohnmacht des Königs der Stärke Wilhelms gegenüberzustellen. Diese Schwäche wird mit der Steigerung der Pflichten immer empfindlicher und bemerkbarer, denn wir betreten mit der Romfahrt wieder die Weltbühne. Der Kreis erweitert sich, aber die im Centrum wirkende Kraft nimmt an Stärke fortschreitend ab. Es ist sehr auffallend, wie oft sich in diesem Liede die Ohnmachtsscene wiederholt; mit einer gewissen Absichtlichkeit wird uns dreimal die Schwäche des Königs gezeigt. 2245. sq. 2310. sq. 2402. sq. Der Dichter steigert dadurch Wilhelms Wert und macht die Stellvertretung notwendig. Die Abänderung der Reihenfolge im Charrois ist ausserdem nicht so auffallend, wenn man erwägt, dass im Kampfe gegen Othon Wilhelm den König aus einer persönlichen Lebensgefahr rettet und dass diese Dienstleistung in der Wertschätzung des Königs deshalb vielleicht die wichtigste ist.[1]) Dass beide Kämpfe durchaus zusammengehören, scheinen mir auch Wilhelms Worte zu beweisen:

II. 251. „Menai le vos, onc n'i et délaié.
„Encore en as de Rome mestre fié!"

Die Hauptsache ist dem Dichter eben der Streit um das römische Erbe, und es ist nicht anzunehmen, dass eine andere Redaktion diesen Streit noch ein drittes Mal stattfinden liess.

Hätte Gautier Recht, dann müsste Othon siegen und so die Nichtigkeit und Ungiltigkeit der Ansprüche Ludwigs beweisen. Kaiser Otto I. ist historisch der Erbe der Franken, welche zu seiner Zeit gar keinen Anspruch mehr auf das römische Erbe machten.

B. Der historische Hintergrund.

Der Kampf gegen Othon ist also zunächst keine später hinzugefügte Episode, auch nicht der Niederschlag eines historischen Ereignisses, sondern nichts weiter als ein poetisches Mittel, um durch den Gegensatz zu wirken. — Mit Recht weist Langlois die spitzfindigen Klügeleien zurück, welche Jonckbloet über den historischen Hintergrund dieses Teiles anstellt.[2]) Diese Ereignisse nach dem Tode Karls des Dicken haben gewiss keine Beziehung zu den Vorgängen in der Chanson, denn in der Chanson ist der Streit um das römische Erbe die Hauptsache. Es scheint mir aber ebenso unwahrscheinlich, dass, wie Langlois meint, in den Versuchen, die Gui, duc de Spolète, machte, um auf den französischen Thron zu kommen, die historische Quelle zu suchen ist. In der Chanson macht Gui dem Könige Ludwig nicht die fränkische Königskrone, sondern die römische Kaiserkrone streitig, und die letztere soll Ludwig verbleiben, auch wenn Gui siegen sollte. Es ist eben nicht ein unbedeutendes Ereignis, das sich vor unsern Augen abspielt, sondern es handelt sich um das Schicksal des ganzen Abendlandes, dessen Mittelpunkt man verschieben will.

In der Reihe der von Alkuin genannten Potenzen will ein andres Volk die Franken aus ihrer durch das Alter und durch die der Kirche geleisteten Dienste berechtigten Stellung verdrängen, und ich glaube nicht zu irren, wenn ich behaupte, dass in Gui alle jene anderen germanischen Stämme zusammengefasst sind, welche wie die Franken auf das römische Erbe Anspruch erhoben, aber unterliegen mussten, weil ihr von dem katholischen abweichendes Glaubensbekenntnis sie zu Gegnern der römischen Kirche machte. Diese letztere scheint per-

1) Bei der im Charrois beabsichtigten Demütigung des Königstums zeigt dieses Ereignis andrerseits die Ohnmacht des Königs und die Stärke Wilhelms in grellster Weise!
2) l. c. II. p. 103.



sonifiziert in Gaifiers Tochter, die so verlangend die Arme nach Wilhelm ausstreckt, ihn aber, wie schon gezeigt wurde, nicht heiraten darf, weil der Graf sonst selber Anspruch auf die Kaiserkrone hätte und der Nebenbuhler des Königs wäre. Im Couronnement ist das Verhältnis Wilhelms zum Kaisertum die Hauptsache, in den folgenden Chansons erst tritt er in ein näheres Verhältnis zur Kirche, indem er selbständig den Kampf gegen das Heidentum übernimmt. Während des Kampfes wandelt sich aber sein Hass in Liebe, er wirbt in glühender Liebe um die Seele des Ungläubigen und bekämpft nur noch den Unglauben. Wie Graf Wilhelm im Couronnement Träger des monarchischen Prinzips ist, so wird er in den andern Epen Hauptträger des christlichen Gedankens: seine Hauptaufgabe wird die Bekehrung des Heidentums und seine Vermählung mit demselben. Das Verhältnis zu Gaifiers Tochter, zur römischen Kirche, war nur ein vorübergehendes, und der Dichter lässt diese Nebenfigur rücksichtslos fallen. In der Geschichte wie in der Sage sind die Franken das von Gott erwählte Volk, das im Dienste des römischen Kaisertumes im Abendlande die Ruhe wiederherstellte und den Sieg der römischen Kirche über das Heidentum mit Waffengewalt und durch Bekehrung herbeiführte. Es ist möglich und sogar wahrscheinlich, dass die Kämpfe der Longobarden gegen Papsttum und Franken ihren poetischen Niederschlag in diesem Liede erhalten haben, die Hauptsache aber ist dem Dichter, das Anrecht der Franken auf die Stellvertretung des römischen Kaisertums zu beweisen. Ihnen verdankt das Kaisertum sein Fortbestehen und das Papsttum seine Wiedererneuerung. Nicht der Papst, sondern Wilhelm setzt dem Kinde die Kaiserkrone auf, und der Papst selber wird durch den neuen Kaiser ernannt, nicht von den Römern gewählt. Die Ohnmacht des Kaisertums, die Machtlosigkeit des Papstes und die erblühende Kraft des Franken veranlassen mich, auch in diesem Liede den historischen Hintergrund vor dem Treubruche der Karolinger zu suchen, denn, wenn die Sage wie die Geschichte lohnte, müsste sich Wilhelm die Krone auf das eigene, würdigere Haupt setzen. Immer wieder zeigt uns der Dichter das Wirken jener drei von Alkuin erwähnten Potenzen, aber auf einer früheren Stufe ihrer Entwickelung. So hatte Wilhelm wiederum seine Aufgabe in selbstloser Pflichterfüllung gelöst! Ohne einen Augenblick an sich zu denken, legt er die Zügel der Regierung zurück in die Hand des schwachen Kindes, dass ihm alles verdankt.

2641. Par dedenz Rome fu Guillelmes li ber,
S'a Looïs son seignor coroné:
De tot l'empire li a fait seürté!

Er legt die Stellvertretung wiederum nieder, um auszuruhen! Er will jagen im Walde und fischen im See und in friedlicher Ruhe sein Leben geniessen. Doch das ist fortan nicht mehr möglich, ruckweise vollzieht sich der Niedergang des erblichen Königtums.

V. Dauernde Stellvertretung!

Die bisherige Kritik sieht in dem kurzen Schlusse 2642. sq. die ziemlich abgekürzte Inhaltsangabe eines längern Gedichts und vielleicht sogar einer Gruppe älterer Gedichte, die einen gewissen Guillaume de Montreuil-sur-Mer, den Nachfolger und mutmasslichen Sohn Rotgars, zum Helden hatten, der zum erstenmale 960 geschichtlich erwähnt wird, von dessen Lebensgeschichte man aber sonst nichts weiss. Diese Behauptung stützt sich auf folgende Verse:[1])

2648. Vait s'en li reis a Paris la cité,
Li cuens Guillelmes a Mosteruel sor mer!

Man erwartet natürlich Narbonne-sur-Mer zu lesen!

„Guillaume de Montreuil-sur-Mer", sagt G. Paris,[2]) „war, wie es scheint, der Bundesgenosse des Königs Lothar in seinen Kriegen gegen Kaiser Otto und vergrösserte mit Hilfe

1) Léon Gautier IV. p. 95. Gaston Paris Romania I. Langlois. p. LVIII.
2) cf. Romania I. p. 183.



des Königs sein Land auf Kosten seiner Nachbaren. Die Geschichte der Regierungszeit Lothars ist die dunkelste Periode des 10. Jahrhunderts, und man darf sich nicht wundern, dass Wilhelm kaum erwähnt wird. Man darf nun nicht behaupten, dass eine so wenig bekannte Person in der Volkssage nicht fortleben konnte; die Gedichte, die ihn feierten, waren lokal und entstanden in einer Gegend, wo die epische Poesie ein Leben für sich führte. Dass der Name dieses Guillaume de M. noch lange im nördlichen Frankreich berühmt war, beweist die Chronik des Lambert d'Ardres,[1]) die im Anfange des 13. Jahrhunderts verfasst ist. Er versichert, dass alte Chroniken, nicht mündliche Überlieferung seine Quelle sind, aber er gesteht auch, dass er Erzählungen und Fabeln der Alten, wie man sie von alten Leuten hört, benutzt hat. Der genealogische Teil seiner Untersuchungen giebt uns über jenen Wilhelm keine bestimmten Einzelheiten, doch sagt er schliesslich von ihm: „In Ponthieu lebte einst ein vornehmer Graf aus fränkischem Geschlecht, namens Wilhelm, der nicht blos durch seine körperliche Tüchtigkeit, sondern auch durch seine vornehme Abkunft berühmt war, so dass sein Ruhm weit und breit erklang! Dieser Wilhelm eroberte nach Lambert mehrere Grafschaften, die er seinen Söhnen hinterliess; die Sage erzählte ohne Zweifel, dass er sie in Dienste des legitimen Königs gewann!“ So urteilt G. Paris und Langlois schliesst,[2]) dass dieser Montreuil-sur-Mer unstreitig der ursprüngliche Held des Gedichts war, dessen kurze Inhaltsgabe im fünften Teile des Couronnement vorliegt.

Das möchte ich aber entschieden bestreiten! Was hat dieser Mann, dessen Thätigkeit rein lokal war, mit dem Wilhelm der Sage zu thun, der die wichtigsten Lebensfragen seines Volkes und der Menschheit vertritt. Wenn im Anfange des 13. Jahrhunderts wirklich Epen über jenen Guillaume de Montreuil vorhanden gewesen wären, dann hätten sie sich auch gewiss erhalten wie die andern litterarischen Erscheinungen jener Zeit. Aber sie sind nicht vorhanden! Viel wahrscheinlicher ist es, dass Lambert die Epen, welche den Wilhelm der Sage behandeln, auf seinen Helden bezog, dass also die Sage die Geschichte beeinflusste, und nicht umgekehrt die Geschichte die Sage. Es scheint mir deshalb notwendig anzunehmen, dass eine falsche Lesart vorliegt, die durch einen Irrtum der Schreiber veranlasst wurde, und dass man richtiger: „Guillaume de Narbonne — sur — Mer lesen muss.

Dieser Schluss steht nämlich durchaus in sinngemässem Zusammenhange mit den übrigen Teilen der Chanson und giebt dem Ganzen den notwendigen Abschluss, indem er die vorübergehende Stellvertretung zu einer dauernden macht. Auf längere oder kürzere Zeit übernahm Wilhelm die Pflichten des Königtums, immer aber legte der Dichter zwischen die einzelnen Stufen eine kurze Pause, in der das Königtum scheinbar selbständig dastand. Ruckweise vollzieht sich der Niedergang des Königtums, und der kurze Schluss hat eben den Zweck zu zeigen, dass das Königtum seine Selbständigkeit verloren hat und dass die Stellvertretung dauernd notwendig ist; denn niemand will dem Könige Ludwig mehr gehorchen, ohne Wilhelm ist er verloren. Wohl giebt der jüngere Bertrand dem Oheim den Rat, eine so aussichtslose Aufgabe aufzugeben:

2662. Respont Bertrans: „Quar le laissiez ester.
„Quar laissons France, commandons l'a malfé,
„Et cestui rei, qui tant est assotez;
„Ja ne tendra plein pié de l'érité!“

aber Wilhelms Treue ist unerschütterlich, und er antwortet:

2666. Respont Guillelmes: „Tot ce laissiez ester:
„En son service vueil ma jovente user!“

Er entbietet seine Mannen und beginnt von neuem den Kampf für seinen König. Um ihn besser zu beschützen, verlegte er die Residenz des Königs nach Loon. Und nun durchzog

1) Recueil des Hist. XI. p. 296.
2) l. c. p. LXXI.

er plündernd, sengend und brennend das Land der Verräter, er sprengte ihre Schutzwälle und zerstörte ihre Mauern, so dass nach einem Jahre fünfzehn Grafen am Hofe Ludwigs erschienen, um ihm zu huldigen!

Der Dichter müsste nun bei der dauernden Ohnmacht des Königs dasselbe Gemälde der Unordnung und der Wiederherstellung der Ordnung fortwährend wiederholen; er vermeidet das, indem er dem Grafen Wilhelm dauernd die Stellvertretung überträgt. Dauernde Verhältnisse bezeichnet die Sage durch die Ehe, und deshalb wird uns zum Schluss gesagt, dass Ludwig sich mit Wilhelms Schwester Blanchefleur vermählte. Die Vermählung ist dem Dichter ein poetisches Bild für den Zusammenschluss zweier Kräfte. Blanchefleur ist die in reiner Unschuld prangende, noch nicht von der Rücksicht auf Interessen befleckte Blume der Treue, welche dem Königtum in dem Herzen des treuen Volkes erblühte. —

Die fortschreitende Notwendigkeit der Stellvertretung ist also das Band, welches allen Teilen der Chanson innere Einheit giebt; es stehen nicht etwa zusammenhangslose Episoden als poetischer Niederschlag einzelner Ereignisse nebeneinander, sondern alle diese Teile ergänzen sich zu einem tiefsinnigen und umfassenden Gemälde der wichtigsten Periode der Geschichte der Franken. Die Volksgeschichte, nicht die Geschichte der Individuen ist die Quelle, aus der die Sage schöpfte. Wie im Heliand die biblischen Vorgänge den heimischen Verhältnissen angepasst wurden, so sieht der Dichter des Couronnement in dem römischen Reiche eine für die Franken von Gott geschaffene Einrichtung, die er mit germanischem Denken, Fühlen und Empfinden erfüllt.

Die zum Charrois überleitenden Verse verdienen noch eine kurze Berücksichtigung:

2687. En grant barnage fu Looïs entrez:
Quant il fu riches Guillelmes n'en sot gré!

„Als Ludwig reich und mächtig war, dachte er nicht mehr an Dankbarkeit!“

Bisher hatte Wilhelm dem Könige gedient, ohne auch nur einen Heller für seine Dienste zu beanspruchen! Nun legt der Dichter dem Könige die Pflicht der Dankbarkeit auf. Diese Verpflichtung ist aber das Grab der absoluten Willkür und der Nagel zum Sarge des erblichen Königtums. Das erwachende Interesse rüttelt fortan an der Treue und fordert Lohn für seine Dienste. Das Charrois verschiebt den Treubruch in die Zukunft, indem es dem edlen Grafen zunächst eine andere Aufgabe, den Kampf gegen das Heidentum, stellt. Die Sage bleibt also nicht stehen, sie verfolgt mit aufmerksamen Blicken die Fortentwickelung und Wandlung der Ideen, welche das Herz des Volkes bis in seiner Grundtiefe erregten und bewegten!

Schulnachrichten.

I. Die allgemeine Lehrverfassung der Schule.

1. Übersicht über die einzelnen Lehrgegenstände und die für jeden derselben bestimmte wöchentliche Stundenzahl.

Lehrgegenstände	Realschule VI	Realschule V	Realschule IV	Realprogymnasium IIIb	Realprogymnasium IIIa	Realprogymnasium IIb	Zusammen
1. Religion	3	2	2	2	2	2	13
2. Deutsch und	5 } 6	4 } 5	4	3	3	3	} 24
Geschichtserzählungen	1	1	—	—	—	—	
3. Lateinisch	—	7 wahlfrei		4	4	3	18
4. Französisch	6	6	6	5	5	4	32
5. Englisch	—	—	—	3	3	3	9
6. Geschichte und	—	—	2	2	2	2	} 14
Erdkunde	2	2	2	2	2	1	
7. Rechnen und Mathematik	4	4	6	5	5	5	29
8. Naturbeschreibung und Naturlehre	2	2	2	2	2	5	15
9. Schreiben	2	2	2	—	—	—	6
10. Zeichnen	—	2	2	2	2	2	10
11. Singen	2		2				4
Zusammen	27	27	30	32	32	32	179

2. Übersicht über die Verteilung der Unterrichtsstunden unter die einzelnen Lehrer im Schuljahre 1896/97.

Lehrer	Ord. von	Realschule VI.	Realschule V.	Realschule IV.	Realprogymnasium IIIb.	Realprogymnasium IIIa.	Realprogymnasium IIb.	Zusammen
1. Direktor **Meissner.**	IIb.					5 Math.	5 Math. 5 Naturl.	15
2. Oberlehrer **Saltzmann.**	IIIa.					3 Deutsch 5 Franz. 3 Engl.	3 Deutsch 4 Franz. 3 Engl.	21
3. Oberlehrer **Schulz.**	IIIb.		4 Rechnen	6 Franz. 6 Math.	3 Engl. 5 Math.			24
4. Oberlehrer **Umlauff.**	IV.	2 Erdk.	2 Erdk.	4 Gesch. u. Erdk. 4 Deutsch	4 Gesch. u. Erdk.	4 Gesch. u. Erdk.	3 Gesch. u. Erdk.	23
5. Oberlehrer **Werner.**			6 Franz. 7 Latein (wahlfrei) (V. u. IV.)			2 Rel. 4 Latein	2 Rel. 3 Latein	24
6. Wissenschaftl. Hilfslehrer **Dr. Loch.**	VI.	6 Deutsch 6 Franz.			3 Deutsch 4 Latein 5 Franz.			24
7. Elementar- u. techn. Lehrer **Dumont du Voitel.**		4 Rechnen 2 Schreib. 2 Gesang (VI. u. V.)	2 Zeichnen 2 Schreib.	2 Zeichnen 2 Schreib. 2 Gesang (IV. bis IIb.)	2 Zeichnen	2 Zeichnen	2 Zeichnen	24
8. Elementar- u. Turnlehrer **Bosse.**	V.	3 Rel. 2 Naturg.	2 Rel. 5 Deutsch 2 Naturg.	2 Rel. 2 Naturg.	2 Rel. 2 Naturg.	2 Naturg.		24

Da der Lehrplan mit dem des Jahres 1895/96 im allgemeinen übereinstimmt, so gebe ich nur die Lehraufgaben der in diesem Jahre lateinlos gewordenen Quarta und die in III und II gelesenen Schriftsteller und angefertigten Aufsätze an.

Quarta.

Ordinarius: Oberlehrer Umlauff.

Religion. 2 St. Einteilung der Bibel und Reihenfolge der biblischen Bücher. Lesen wichtiger Abschnitte des Alten und Neuen Testaments zur Wiederholung der biblischen Geschichte. Erdkunde von Palästina. Das dritte, vierte und fünfte Hauptstück mit Luthers Erklärung. Kirchenlieder: 1. Ein' feste Burg. 2. Befiehl du deine Wege. 3. Aus tiefer Not. 4. Nun danket alle Gott. — Bosse.

Deutsch. 3 St. Lesen, Erklären und Nacherzählen nach Paulsiek-Muff für IV. — Gedichte: 1. Das Hufeisen. 2. Das Grab im Busento. 3. Andreas Hofer. 4. Deutschland, Deutschland über Alles. 5. Die Auswanderer. 6. Gelübde. 7. Der Lotse. 8. Muttersprache. — Der zusammengesetzte Satz. Das Wichtigste aus der Wortbildungslehre. — Wöchentlich ein Diktat, alle 4 Wochen ein kleiner Aufsatz. — Umlauff.

Französisch. 6 St. G. Plötz, Übungsbuch C. Kap. 1—28 nebst den zugehörigen Übungen und den entsprechenden Paragraphen der Sprachlehre. Bildung und Steigerung des Adverbs und die unregelmässigen Verben in logischer Gruppierung. Übersicht über die Konjunktionen, zusammengestellt nach ihrer Bedeutung für die Satzarten. Präpositionen de und à. Regelmässige Sprechübungen. — Überblick über die gesamte Formenlehre. Wöchentlich eine schriftliche Arbeit. — Schulz.

Geschichte. 2 St. Griechische Geschichte in gedrängter Übersicht bis Drakon, dann ausführlicher bis zum Tode Alexanders des Grossen nebst Ausblick auf die Diadochenreiche und mit Berücksichtigung der wichtigsten orientalischen Völker. Römische Geschichte übersichtlich bis Pyrrhus, von da ab ausführlicher bis zum Tode des Augustus. — Umlauff.

Erdkunde. 2 St. Physische und politische Erdkunde von Europa, ausser Deutschland, insbesondere der um das Mittelmeer gruppierten Länder. Einfache Kartenskizzen. — Umlauff.

Mathematik. 6 St. — Rechnen. 2 St. Dezimalbruchrechnung. Einfache und zusammengesetzte Regel de tri. Aufgaben aus dem bürgerlichen Leben. Anfänge der Buchstabenrechnung. — Planimetrie. 4 St. Lehre von den Geraden, Winkeln, Dreiecken und Parallelogrammen. Lösen von Konstruktionsaufgaben mit Analysis, Konstruktion, Beweis und Determination. Einführung in die Inhaltsberechnung. Mehler § 1—47. Alle 14 Tage eine schriftliche Arbeit, abwechselnd in Rechnen und Geometrie. — Schulz.

Naturbeschreibung. 2 St. Vergleichende Beschreibung verwandter Arten und Gattungen von Blütenpflanzen nach vorhandenen Exemplaren. Übersicht über das natürliche Pflanzensystem. Lebenserscheinungen der Pflanzen. — Wirbeltiere. Vier freie Arbeiten im Jahre. — Bosse.

Schreiben. 2 St. Nach mehrzeiligen Vorschriften und nach Vorschrift des Lehrers in Heften mit einfachen Linien. — Dumont du Voitel.

Zeichnen. 2 St. Blatt- und Blütenformen. Blätter- und Blütenkelche sowie Kombinationen in Blattformen, Gefässformen, Kreis- und Eiform. Schnecke, Spirale und Spiralkombinationen mit Berücksichtigung der Naturformen. Motive zu Pflanzenbildungen und zu vegetativer Ornamentation, erläutert durch Zeichnungen des Lehrers an der Wandtafel. — Dumont du Voitel.

Untertertia.

Deutsch: Gelesen wurden Paulsiek-Muff für IIIb, die Odyssee, übersetzt von Hubatsch, und Gudrun, übersetzt von Legerlotz.

Aufsätze: 1. Die Freier im Palaste des Odysseus. 2. Gründe und Vorbereitungen für die Auswanderung der Helvetier. 3. Gliederung und Grundgedanke in Goethes Ballade „Der Sänger." 4. Was erfuhr Caesar über die Zustände bei den Aeduern? (Indirekte Rede nach Caesar I, 17. u. 18.). 5. (Klassenarbeit). Der Raub und die Befreiung der Königstochter, nach Uhlands Ballade „Der blinde König." 6. Ein Turnier im Mittelalter (nach einem Wandbilde). 7. Gudruns Prüfungen in der Gefangenschaft. 8. Die Ausbreitung des Deutschtums unter den Slaven. 9. (Klassenaufsatz.) Wie Braun der Bär von Reineke dem Fuchs überlistet wird. 10. Caesars Zug nach Britannien.

4 freie Arbeiten

Lateinisch: Caesar de bello Gallico I, 1—30 und IV. 2 freie Arbeiten.

Obertertia.

Deutsch: Gelesen wurde Ilias, übersetzt von Voss, und Nibelungen, übersetzt von Legerlotz, ausserdem Prosa nach Paulsiek-Muff für IIIa.

Aufsätze: 1. Der Sieg der Treue. (Bürgschaft). 2. Welchen Erfolg hatten die Gesandten bei Achill? 3. Ein Spaziergang nach Waldkrug die Chaussee entlang. 4. (Klassenaufsatz). Das Familienleben im Liede von der Glocke. 5. Napoleons Rückkehr von der Insel Elba und sein weiteres Schicksal. 6. Der Feldzug Kaiser Ottos II. in Italien im Jahre 982. 7. Der Hochmeister und der Drachenbesieger. 8. Die wunderbare Entdeckung der Mörder des Ibykus. Erzählung eines Festteilnehmers. 9. Wie Siegfried Kriemhilde gewann. 10. Wie Rüdeger erschlagen wurde.

4 freie Arbeiten.

Lateinisch: Caesar de bello Gallico V und VI. 2 freie Arbeiten.

Französisch: Erckmann-Chatrian, histoire d'un conscrit de 1813. 2 freie Arbeiten.

Untersekunda.

Deutsch: Gelesen wurden Schillers Gedichte, Hermann und Dorothea, Wilhelm Tell, Minna von Barnhelm und Prosa aus Paulsiek-Muff für IIb.

Aufsätze: 1. Welchen Anteil nehmen die Bewohner des Städtchens an dem Schicksal der Auswanderer? 2. Wie gelang es der Mutter, die Lösung des Konflikts zwischen Vater und Sohn herbeizuführen? (Hermann und Dorothea). 3. Die Aussicht vom Pillauer Leuchtturm. 4. (Klassenaufsatz). Ein Spaziergang (nach Schiller). 5. Das Leben ein Krieg (Chrie). 6. Der Nutzen des Ackerbaus. 7. Ans Vaterland, ans teure, schliess dich an, das halte fest mit deinem ganzen Herzen. 8. Ulrich von Rudenz. 9. Die Vorfabel zu Lessings Minna von Barnhelm.

Lateinisch: Caesar de bello Gallico VII. Ovid Metamorphosen VIII 618—724, X 1—63, XI 85—145, VI 317—381. — 2 freie Arbeiten.

Französisch: Ségur, histoire de Napoléon I. et de la grande armée en 1812. Erckmann-Chatrian, Waterloo. 2 freie Arbeiten.

Englisch: W. Scott, Tales of a grandfather. Hume, Queen Elizabeth. 2 freie Arbeiten.

Aufgaben für die Reifeprüfung Michaelis 1896:

I. Welche Bedeutung hatte der Krieg von 1870 für die Entwickelung Deutschlands? II. 1. Ein Dreieck zu berechnen, von welchem die Grundlinie $c = 528{,}27$ cm, die auf die Seite a gefällte Höhe $h = 438{,}58$ cm und die auf die Seite b gefällte Höhe $k = 448{,}76$ cm gemessen ist. 2. Jemand hat 8000 Mk. ausgeliehen und erhält nach einem Jahre an Zinsen und einem Teile des Kapitals 2340 Mk. zurück. Seine Forderung beträgt daher am Ende des zweiten Jahres zusammen mit den Zinsen noch 6255 Mk. Zu wieviel Prozent war das Kapital ausgeliehen? 3 In einem regelmässigen, 6seitigen, geraden Prisma von 6 cm Grundkante und 10 cm Höhe sind die Endpunkte einer Grundkante mit den Endpunkten der ihr parallelen, aber nicht in derselben Seitenfläche liegenden Deckkante verbunden. Wie lang sind diese Verbindungslinien, und welchen Winkel bilden sie mit der Grundfläche?

Aufgaben für die Reifeprüfung Ostern 1897:

I. Wodurch wurde der Sturz Napoleons I. herbeigeführt. II. 1. Ein Dreieck zu zeichnen, von welchem eine Seite, die zu einer andern Seite gehörige Mittellinie und das Verhältnis der zu diesen Seiten gehörigen Mittellinien gegeben ist. 2. In einem regelmässigen Fünfzehneck von 879 qcm Flächeninhalt ist die Seite, der Umfang, der Radius des umbeschriebenen und der Radius des einbeschriebenen Kreises zu berechnen. 3. Wie dick ist ein Draht aus Eisen vom spezifischen Gewicht 7,2, von welchem 100 Meter 1 Kilogramm wiegen?

Von dem Religionsunterrichte war kein evangelischer Schüler befreit.

Wahlfreier lateinischer Nebenunterricht.

1. Kursus (7 Quintaner und Quartaner). Grammatik von Holzweissig, Übungsbuch von Holzweissig für VI und von Ostermann für V, § 1—124. Die fünf Deklinationen. Das Adjektivum, das Adverbium und die Komparation, esse, Zahlwörter, Pronomina. Die vier regelmässigen Konjugationen. — Wiederholung und Erweiterung der Deklination und Konjugation, Komposita von esse, Deponentia, unregelmässige Verba und deren Komposita. Wöchentlich eine Haus- oder Klassenarbeit.

Technischer Unterricht.

1. Für den Gesangunterricht unter Leitung des Herrn Dumont du Voitel war aus den Sextanern und Quintanern ein einstimmiger, aus den übrigen Schülern ein dreistimmiger Knabenchor gebildet worden.

2. Die Anstalt wurde im Sommer von 88, im Winter von 84 Schülern besucht. Von diesen waren befreit:

	von Turnunterricht überhaupt:	von einzelnen Übungsarten:
Auf Grund ärztlichen Zeugnisses....	im S. 3, im W. —	im S. —, im W. —
Aus anderen Gründen..............	im S. —, im W. —	im S. —, im W. —
zusammen	im S. 3, im W. —	im S. —, im W. —
Also von der Gesamtheit der Schüler	im S. 3 %, im W. —	im S. —, im W. —

Alle Schüler wurden gemeinsam in zwei Abteilungen von 35 und 49 Schülern und in sieben Riegen von dem Elementarlehrer Herrn Bosse unterrichtet.

Während im Sommer vier Stunden wöchentlich geturnt wurde, musste der Turnunterricht im Winter ausfallen, weil der Anstalt keine Turnhalle oder ein anderer geeigneter Raum zur Verfügung steht. Der Turnplatz liegt in der Plantage, etwa 20 Minuten von der Schule entfernt. Die Turnspiele finden im Anschluss an den Turnunterricht teils am Seestrande, teils auf dem Exercierplatze statt. Besondere Vereinigungen zur Pflege der Leibesübungen bestehen nicht. — Schwimmunterricht wurde nicht erteilt. Im ganzen sind 34 Schüler Freischwimmer (38 pCt.) Von den 88 Schülern hat im letzten Sommer nur einer nicht regelmässig gebadet.

II. Mitteilungen aus den Verfügungen der vorgesetzten Behörden.

18. Mai 1896. Nr. 2611 S. Die Einführung des Hilfsbuches für den Religionsunterricht von Wegener wird genehmigt.

6. Juni 1896. Nr. 1350 S. Die Angliederung lateinischer Nebenkurse wird genehmigt.

24. Oktober 1896. Nr. 4884 S. Die Ordinarien sollen bei den auswärtigen Schülern regelmässig Hausbesuche machen.

15. Januar 1897. Nr. 134 S. Oberlehrer bedürfen zu ihrer Verheiratung nicht mehr eines Konsenses, doch ist davon Anzeige zu erstatten.

24. Januar 1897. Nr. 379 S. Min.-Erl. vom 23. Januar 1897 U II. Nr. 2467. Kandidaten sind bei ihrer ersten kommissarischen Beschäftigung nach der Anstellungsfähigkeit durch den Direktor zu vereidigen.

8. Februar 1897. Nr. 510 S. Die Feier des 100jährigen Geburtstages Wilhelms des Grossen wird angeordnet.



III. Chronik der Anstalt.

Die Verwandlung des Realprogymnasiums in eine lateinlose Realschule ist jetzt soweit fortgeschritten, dass im vergangenen Schuljahre die Klassen VI, V und IV nach dem Realschulplane unterrichtet worden sind und im nächsten Schuljahre die III b lateinlos wird. — Auf Wunsch vieler Eltern sind mit Zustimmung des Magistrats und mit Bewilligung des Provinzial-Schulkollegiums den Realschulklassen lateinische Nebenkurse angegliedert worden. Der lateinische Unterricht, an dem nur besser begabte Schüler mit Genehmigung des Direktors teilnehmen dürfen, beginnt erst in Quinta, damit die Schüler nicht mit zwei fremden Sprachen zugleich anfangen; nach dem bisherigen Erfolge ist begründete Aussicht vorhanden, dass die Schüler nach zweijährigem Kursus bei der Versetzung aus Quarta auch im Lateinischen die Reife für III b eines Gymnasiums erlangen werden. Die am lateinischen Nebenunterricht teilnehmenden Schüler werden vom Gesang- und Schreibunterrichte, auf besonderen Wunsch der Eltern auch vom Zeichnen dispensiert, erhalten aber im übrigen den vollen Realschulunterricht.

Das Schuljahr begann Dienstag den 14. April 1896 und wird Mittwoch den 7. April 1897 geschlossen werden.

Der Gesundheitszustand der Schüler war im allgemeinen befriedigend; doch mussten im Sommer einige Schüler wegen Scharlachs und im Februar und März wegen Masern die Schule versäumen. — Am 10. Dezember verunglückte der Quintaner Arno Kirstein beim Schlittschuhlaufen; seine engeren Schulgenossen mit ihrem Ordinarius Herrn Bosse und der Unterzeichnete gaben dem Verstorbenen das letzte Geleit.

Der Unterzeichnete fehlte, weil er an der Direktorenkonferenz in Elbing teilnehmen musste, vom 28. bis 30. Mai, Herr Oberlehrer Schulz wegen einer militärischen Übung vom 1. bis 27. Juni, Herr Bosse wegen Krankheit vom 15. Februar bis 6. März; in allen drei Fällen wurden die Vertretungen von dem Kollegium übernommen.

Wegen übergrosser Hitze musste der Unterricht am 11., 12., 18. und 19. Juni von 11 Uhr ab ausgesetzt werden.

Durch Allerhöchsten Erlass vom 27. Mai 1896 wurde dem Unterzeichneten der Rang der Räte 4. Klasse verliehen.

Am 6. Juni unternahmen die Klassen VI bis IV eine Schulfahrt auf Leiterwagen nach dem Galtgarben, am 12. und 13. Juni die oberen Klassen eine Fahrt nach Warnicken und Rauschen, und zwar bis Fischhausen mit der Eisenbahn, von dort aus mit Leiterwagen. Beide Fahrten verliefen ohne Unfall und waren durchaus wohlgelungen.

Am 2. September unternahm die Schule ihren üblichen Spaziergang nach Neuhäuser. Bei Turnspielen und Schiessübungen verlief das Fest, das seinen Abschluss in einer Ansprache des Unterzeichneten fand, zu allgemeiner Zufriedenheit.

Bei der öffentlichen Feier des Geburtstages Sr. Majestät des Kaisers hielt Herr Oberlehrer Schulz die Festrede über den ersten Kurfürsten aus dem Hause Hohenzollern.

Der Geburts- und Sterbetage unserer beiden ersten Hohenzollern-Kaiser wurde bei den betreffenden Morgenandachten gedacht. Die Erinnerung an den 100jährigen Geburtstag des hochseligen Kaisers Wilhelms des Grossen beabsichtigt die Schule durch gemeinschaftlichen Kirchgang am Sonntag den 21. März und durch eine öffentliche Schulfeier am Montag den 22. März zu begehen, bei welcher das Festspiel von Noelting-Lüthje aufgeführt und die Bedeutung des Tages durch eine Festrede des Herrn Oberlehrers Umlauff hervorgehoben werden soll.

Die Michaelis-Reifeprüfung, welche die vier Sekundaner Fritz Laubmeyer, Artur Meyer, Ernst Morr und Kurt Motzigkeit bestanden, fand am 26. September unter dem Vorsitze des zum Königlichen Kommissar ernannten unterzeichneten Direktors statt. Die Osterprüfung, zu welcher die 11 Sekundaner zugelassen sind, wird erst am letzten Schultage vor den Osterferien abgehalten werden.

Mit dem Schlusse des Schuljahres verlässt der wissenschaftliche Hilfslehrer Herr Dr. Loch unsere Anstalt, um eine gleiche Stellung an dem Altstädtischen Gymnasium in Königsberg i. Pr. anzunehmen. Er hat sich während der zwei Jahre seiner hiesigen Thätigkeit die Herzen seiner Schüler und die Hochachtung seiner Kollegen erworben, wir sehen ihn ungern von uns scheiden und begleiten ihn mit den herzlichsten Wünschen für seine neue Thätigkeit.

IV. Statistische Nachrichten.

1. Schulbesuch im Schuljahre 1896/97.

	Realschule			Realprogymnasium			Zusammen
	VI.	V.	IV.	IIIb.	IIIa.	IIb.	
1. Bestand am 1. Februar 1896	20	24	9	14	13	13	93
2. Abgang bis zum Schluss des Schuljahres 1895/96	—	2	1	2	2	8	15
3a. Zugang durch Versetzung zu Ostern	—	12	16	8	7	9	52
3b. Zugang durch Aufnahme zu Ostern	8	—	—	—	1	1	10
4. Bestand am Anfange des Schuljahrer 1896/97	15	19	16	13	10	15	88
5. Zugang im Sommerhalbjahre	—	—	—	—	—	—	—
6. Abgang im Sommerhalbjahre	—	1	—	—	1	4	6
7a. Zugang durch Versetzung zu Michaelis	—	—	—	—	—	—	—
7b. Zugang durch Aufnahme zu Michaelis	—	—	—	—	—	—	—
8. Bestand am Anfange des Winterhalbjahres	15	18	16	13	9	11	82
9. Zugang im Winterhalbjahre	1	—	—	1	—	—	2
10. Abgang im Winterhalbjahre	—	1	—	—	—	—	1
11. Bestand am 1. Februar 1897	16	17	16	14	9	11	83
12. Durchschnittsalter am 1. Februar 1897	10,7	11,9	13,0	14,2	14,8	16,7	—

2. Religions- und Heimatsverhältnisse der Schüler.

	Evang.	Kath.	Diss.	Israel.	Einh.	Ausw.	Ausl.
1. Am Anfange des Sommerhalbjahres	83	1	1	3	62	25	1
2. Am Anfange des Winterhalbjahres	78	—	1	3	52	24	1
3. Am 1. Februar 1897	80	—	1	3	52	30	1

3. Übersicht über die Abiturienten.

Laufende Zahl	Des Geprüften: Vor- und Zuname	Konfession	Geburts-tag	Geburts-ort	Stand und Wohnort des Vaters	Dauer des Aufenthalts auf der Schule: überhaupt (Jahre)	in der IIb. (Jahre)	Angabe des erwählten Berufs.
				a) Ostern 1896.				
1.	Otto Bartsch	evang.	5. Nov. 1879.	Alt-Pillau.	Bäckermeister in Pillau.	8	1	Postbeamter.
2.	Karl Beutner	evang.	5. Jan. 1881.	Pillau.	† Kahnschiffer in Pillau.	6	1	Kaufmann.
3.	Arthur Henze	evang.	20. Jan. 1878.	Spandau.	Kgl. Zeughauptmann in Pillau.	$1^1/_8$	1	Elektrotechniker.
4.	Hermann Klein	evang.	10. Febr. 1879.	Pillau.	Schiffskapitän in Pillau.	8	1	Kaufmann.
5.	Walter Kristandt	evang.	18. Aug. 1879.	Pillau.	Kgl. Seelotse in Pillau.	8	1	Kaufmann.
6.	Fritz Runde	evang.	15. Febr. 1880.	Camstigall.	Besitzer in Camstigall.	6	1	Zeugoffizier.
7.	Georg Schmidt	evang.	6. Okt. 1879.	Königsberg i. Pr.	† Hafflotse in Königsberg i. Pr.	8	1	Bahnbeamter.
				b) Michaelis 1896.				
1.	Fritz Laubmeyer	evang.	25. Nov. 1877.	Gr. Sonnenburg bei Gr. Schwansfeld.	Rittergutsbes. in Gr. Sonnenburg	$4^1/_2$	$1^1/_2$	Kaufmann.
2.	Arthur Meyer	diss.	18. Febr. 1880.	Pillau.	Maschinenmeister in Pillau	$7^1/_2$	$1^1/_2$	Unbestimmt.
3.	Ernst Morr	evang.	9. Febr. 1880.	Waldkrug bei Neuhäuser.	Besitzer in Waldkrug.	$6^1/_2$	$1^1/_2$	Förster.
4.	Kurt Motzigkeit	evang.	22. Dez. 1877.	Königsberg i. Pr.	† Agent in Königsberg i. Pr.	6	$1^1/_2$	Kaufmann.

V. Sammlungen von Lehrmitteln.

A. Lehrerbibliothek, verwaltet von Herrn Oberlehrer Schulz. Aus den etatsmässigen Mitteln wurde angeschafft:

1. Zeitschriften. Centralblatt für die gesamte Unterrichtsverwaltung, 1896. Lyon, Zeitschrift für den deutschen Unterricht, 1896. Fries und Meier, Lehrproben,

Heft 46—49. Poske, Zeitschrift für den physikalischen und chemischen Unterricht, Jahrgang II—VI.

2. Fortsetzungen. Rein, Encyklopädisches Handbuch der Pädagogik 19—30. Baumeister, Erziehungslehre IV ($^{3}/_{4}$), III (3.) F. Jonas, Schillers Briefe 18—20. Naudé, Forschungen zur brandenburgischen Geschichte VIII, 2 und IX, 1. Muret, Encyklopädisches Wörterbuch der englischen und deutschen Sprache 19—21. Verhandlungen der Direktorenkonferenzen 49. Boetticher, Ad., Die Bau- und Kunstdenkmäler von Ostpreussen, VI. Hatzfeld-Darmesteter, Dictionnaire de la langue française, 17—19.

3. Neue Werke. Falke, R., Buddha, Mohammed, Christus. J. Naumann, Abfassung deutscher Aufsätze. Zurborg, 100 Themata für deutsche Aufsätze. Könen und Evers, Schillers Glocke mit Erklärungen. Jentsch, Grundbegriffe und Grundsätze der Volkswirtschaft. Landsberg, Hilfs- und Übungsbuch für den botanischen Unterricht. B. Kolbe, Einführung in die Elektricitätslehre. H. Poincaré, Elektricität und Optik. Wildermann, Jahrbuch der Naturwissenschaften 1896. H. Ebert, Magnetische Kraftfelder. Stewart und Gee, Praktische Physik. K. Noack, Leitfaden für physikalische Schülerübungen.

Geschenke des Herrn Ministers: Holzmüller, Zeitschrift für lateinlose höhere Schulen 1896. Schenkendorff, Jugend- und Volksspiele 1896. Marcinowski und Frommel, Bürgerrecht und Bürgertugend.

B. Schülerbibliothek. W. Heinze, Quellenbuch der vaterländischen Geschichte. Spamer, Weltgeschichte III, Mittelalter I. G. Hiltl, Der alte Derfflinger. Berent, Hans Sagan. Ambrassat, Ostpreussen. Röchling, Der alte Fritz. Röchling, Königin Luise. Karl Neumann-Strela, Kaisermärchen. Grimms Kinder- und Hausmärchen. Der gute Kamerad, Jahrgang 1896. Geschenkt wurden von dem Sekundaner Laubmeyer und dem Obertertianer Koschorrek: E. v. Barfus, Vom Kap nach Deutsch-Afrika. G. Schwab, Die schönsten Sagen des Altertums. Franz Hoffmann, Jack, der tapfere Midshipman.

C. Anschauungsmaterial. F. Bruckmann, Denkmäler griechischer und römischer Skulptur, 2. und 3. Mappe. Rein, Anschauungstafel für den Glockenguss in Schillers Glocke. E. Vogt, Karte zu Wilhelm Tell. Lohmeyer, sieben Wandbilder für den geschichtlichen Unterricht. Zippel und Boltmann, 10 Tafeln ausländischer Kulturpflanzen.

D. Für den Unterricht in der Naturlehre. Tarierwage mit Gewichten, Quecksilberbüchse, acht Meidinger-Elemente, plankonvexe Linse, Dynamomaschine von Gebr. Fraas No. 0.

E. Für den Unterricht in der Naturbeschreibung wurden von Herrn Bauführer Schmidt eine ausgestopfte Eisente geschenkt, wofür der Unterzeichnete hiermit seinen herzlichsten Dank ausspricht.

F. Für den Gesangunterricht. H. Protze, Deutsche Armeemärsche, Heft III, 30 Exemplare.

VI. Stiftungen und Unterstützungen von Schülern.

1. Aus den Zinsen der Zanderstiftung wurden am 16. Januar, dem Todestage des Stifters, an den Untertertianer Willy Eisenblätter und an die beiden Quartaner Walter Klein und Edwin Preussner je 30 Mk. verliehen.

2. Aus der Seearmenkasse wurde für einen Schüler das ganze und für einen anderen Schüler das halbe Schulgeld bezahlt.

3. Aus der Anstaltskasse erhielten sieben Schüler eine ganze, ein Schüler eine halbe Schulgeldfreistelle.



VII. Mitteilungen an die Eltern.

1. Ferienordnung im Jahre 1897:

Osterferien 14 Tage, 7. April bis 22. April.
Pfingstferien 5 Tage, 4. Juni bis 10. Juni.
Sommerferien 5 Wochen, 30. Juni bis 5. August.
Michaelisferien 1 Woche, 2. Oktober bis 12. Oktober.
Weihnachtsferien 14 Tage, 22. Dezember bis 6. Januar 1898.

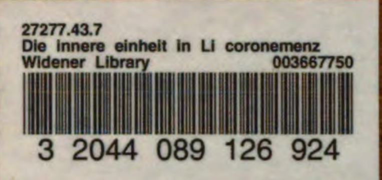
2. Auf Anordnung des Königlichen Provinzial-Schulkollegiums bringe ich den folgenden Auszug aus dem Ministerial-Erlasse vom 29. Mai 1880 zum Abdruck:

„. . . . Die Strafen, welche die Schulen verpflichtet sind, über Teilnehmer an Verbindungen zu verhängen, treffen in gleicher oder grösserer Schwere die Eltern als die Schüler selbst. Es ist zu erwarten, dass dieser Gesichtspunkt künftig ebenso, wie es bisher öfters geschehen ist, in Gesuchen um Milderung der Strafe wird zur Geltung gebracht werden, aber es kann demselben eine Berücksichtigung nicht in Aussicht gestellt werden. Den Ausschreitungen vorzubeugen, welche die Schule, wenn sie eingetreten sind, mit ihren schwersten Strafen verfolgen muss, ist Aufgabe der häuslichen Zucht der Eltern oder ihrer Stellvertreter. In die Zucht des Elternhauses selbst weiter als durch Rat, Mahnung und Warnung einzugreifen, liegt ausserhalb des Rechtes und der Pflicht der Schule; und selbst bei auswärtigen Schülern ist die Schule nicht in der Lage, die unmittelbare Aufsicht über ihr häusliches Leben zu führen, sondern sie hat nur deren Wirksamkeit durch ihre Anordnungen und ihre Kontrolle zu ergänzen. Selbst die gewissenhaftesten und aufopferndsten Bemühungen der Lehrerkollegien, das Unwesen der Schülerverbindungen zu unterdrücken, werden nur teilweisen und unsicheren Erfolg haben, wenn nicht die Erwachsenen in ihrer Gesamtheit, insbesondere die Eltern der Schüler, die Personen, welchen die Aufsicht über auswärtige Schüler anvertraut ist, und die Organe der Gemeindeverwaltung, durchdrungen von der Überzeugung, dass es sich um die sittliche Gesundheit der heranwachsenden Generation handelt, die Schule in ihren Bemühungen rückhaltlos unterstützen. . . . Noch ungleich grösser ist der moralische Einfluss, welchen vornehmlich in kleinen und mittleren Städten die Organe der Gemeinde auf die Zucht und gute Sitte der Schüler an den höheren Schulen zu üben vermögen. Wenn die städtischen Behörden ihre Indignation über zuchtloses Treiben der Jugend mit Entschiedenheit zum Ausdrucke und zur Geltung bringen, und wenn dieselben und andere um das Wohl der Jugend besorgte Bürger sich entschliessen, ohne durch Denunziation Bestrafung herbeizuführen, durch warnende Mitteilung das Lehrerkollegium zu unterstützen, so ist jedenfalls in Schulorten von mässigem Umfange mit Sicherheit zu erwarten, dass das Leben der Schüler ausserhalb der Schule nicht dauernd in Zuchtlosigkeit verfallen kann.“

3. Das neue Schuljahr beginnt Donnerstag den 22. April, morgens 8 Uhr. Zur Aufnahme neuer Schüler ist der Unterzeichnete jederzeit in seiner Wohnung, am Mittwoch den 21. April von 10 bis 12 Uhr im Konferenzzimmer bereit. Bei der Aufnahme neuer Schüler sind der Geburts-, der Impf- oder Wiederimpfschein und das Abgangszeugnis der zuletzt besuchten Schule vorzulegen. Die Einschreibegebühr beträgt 3 Mk., das monatliche Schulgeld 7,50 Mk., für die am lateinischen Nebenunterricht teilnehmenden Schüler 10 Mk.

4. Die Eltern derjenigen nach Quinta versetzten Sextaner, die am lateinischen Nebenunterricht teilnehmen sollen, bitte ich, mir dieses schon in den ersten Ferientagen, womöglich bis zum 11. April, mitzuteilen.

O. Meissner.


27277.43.7
Die innere einheit in Li coronemenz
Widener Library 003667750
3 2044 089 126 924